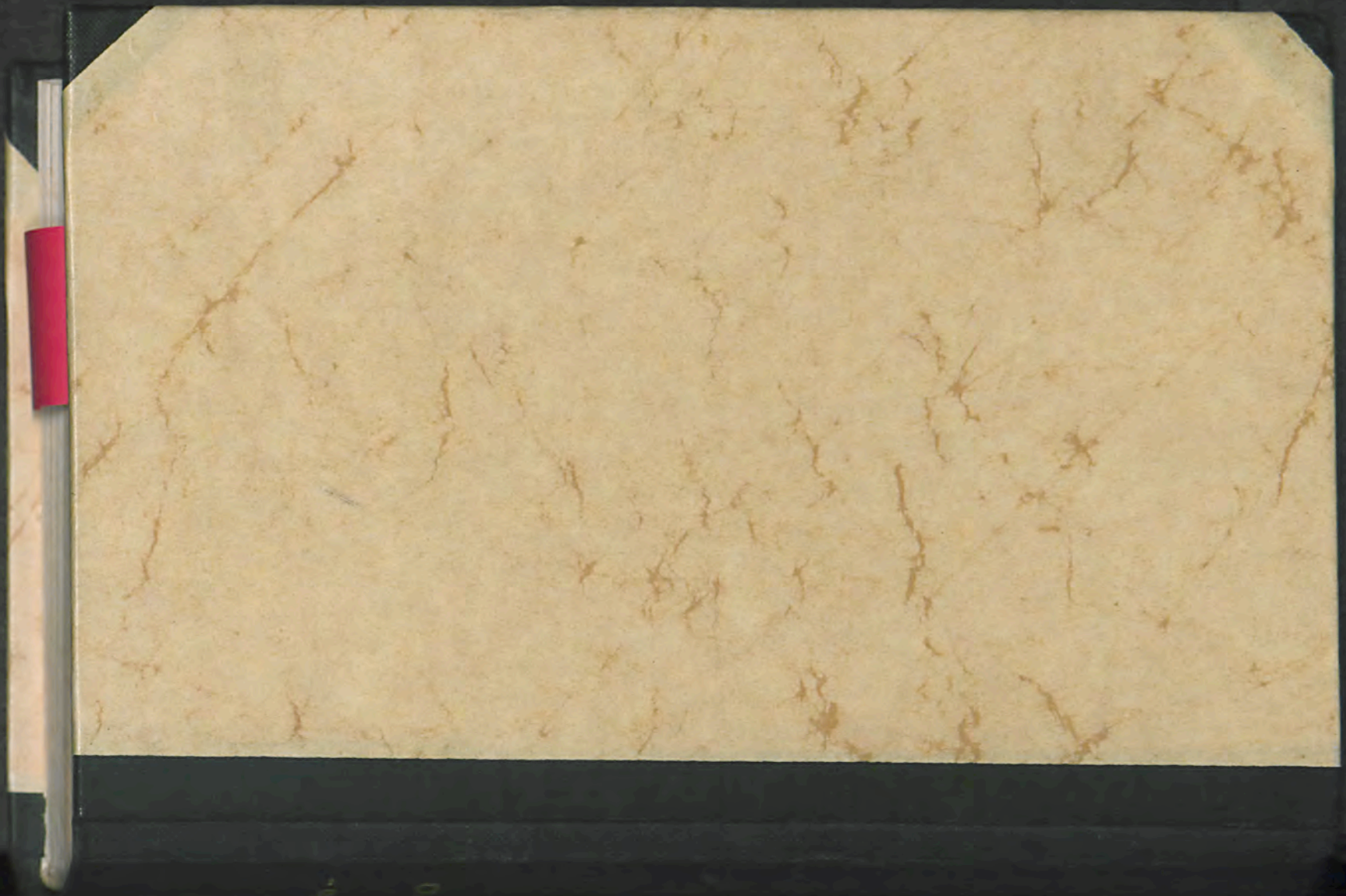

Inch
mm
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
4.5
5.0
5.6
6.3
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
22. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG SEPTEMBER 1966

Inhalt

Seite

Auftrag des Senats an Arne Jacobsen.
Oberstudiendirektor Hans Kuckuck 1

Aus dem Leben der Schule 4

Henning Schlicht † 11

Bericht des Elternrates für das Jahr 1966. Dr. Helmut Bothe . . 12

Die Abiturienten-Entlassungsfeier
Euripides. Herakles. Zweites Chorlied 14
Griechisch im Christianeum. Oberstudiendirektor Hans Kuckuck 15
Abschiedsgruß des Oberpräfekten Ulrich Paschen 25
Dankesworte des Abiturienten Heinz-Volkert Petersen
an die Schule 26
Jubiläumsabiturient Peter Prien 27

Die Axiome des Euklid und ein modernes Axiomensystem
Oberstudienrat Benno Diekmann 29

Echte und unechte Schulreform.
Oberstudiendirektor Hans Kuckuck 35

Bruno Snell zum 18. Juni 1966. Oberstudienrat Erich Jantzen . . 43

Dankesbrief Prof. Dr. Snells 46

Theodor Claußen, ein alter Christianeer. Oberstudienrat a. D.
Walther Gabe 46

Ein Nichtsnutz träumt sich auf den rechten Weg. „Bastian der
Faulpelz" – ein neues Werk von Cesar Bresgen im Hamburger
Christianeum uraufgeführt 50

Dankesbrief Prof. Bresgens 52

Cesar Bresgen im Christianeum. Wolf-Dieter Kniep, 13 b 53

Familien-Nachrichten 54

Verein der Freunde des Christianeums e. V.:
Der Vorstand 55
Jahresbericht 1965/66 56

Vereinigung ehemaliger Christianeer:
Bericht über das Jahr 1965 57
Der Kassenwart 58

Verein der Freunde des Christianeums e. V.:
Geschäftliches 58

Abgabe an die Mitglieder kostenlos

Schriftleiter: Dr. Hans Haupt, Hamburg 70, Kielmannseggstr. 117

Druck: Hans Christians, Hamburg 36

Auftrag des Senats an Arne Jacobsen

Begrüßungsansprache des Schulleiters nach den großen Ferien am 15. August 1966

In dieser Stunde fällt mir wieder — nun schon zum 4. Mal — die undankbare Aufgabe zu, Euch nach den Sommerferien in der Schule zu begrüßen, nach Ferien, die zwar die respektable Zeit von sechs Wochen ausmachen, die aber jetzt vielleicht gerade ihre Halbzeit hätten haben dürfen, wie Lehrer und Schüler in einer seltenen Einhelligkeit des Urteils meinen. Mit abgrundtiefem Neid blicken wir auf das glückliche Österreich, dessen Ferien, die kaum später als die unseren angefangen haben, sich noch bis zum 14. September geradezu schlaraffenhaft ausdehnen. Womit soll ich Euch also zu trösten versuchen, da ich selbst offensichtlich des Trostes bedürftig bin? Eine gute Nachricht wenigstens habe ich zu überbringen. Ich muß dazu etwas ausholen. Am ersten Ferientag wurde in der Zeitung „Die Welt" den Hamburgern eine saftige Zeitungsente serviert. Unter der Rubrik „Hamburg heute" stand zu lesen: Bürgermeister Professor Dr. Weichmann besichtigt um 17.00 Uhr das Christianeum! Die Presse war zu angegebener Stunde erschienen, der Schulleiter natürlich auch und einige wohlmeinende Freunde. Die Hoffnung blitzte auf: Sollte das alte Gebäude des Christianeums im Zeichen der Geldverknappung vielleicht doch noch erhalten bleiben? Der Bürgermeister sah sich aber zu dieser Stunde die preisgekrönten Entwürfe für das neue Christianeum in der Baubehörde an.

Das Ringen um den Architektenvertrag mit dem ersten Preisträger des Wettbewerbs, dem Kopenhagener Professor Arne Jacobsen war im Juli in ein entscheidendes Stadium getreten. Ein Jahr hatte man verhandelt. Die Baubehörde hatte eine sogenannte Senatsvorlage ausgearbeitet, die zwischen den Behörden Bau, Finanz und Schule hin und her wanderte. Das Geld war auch in Hamburg knapp geworden. Es sah sehr schlecht mit dem Auftrag an Arne Jacobsen aus, ja auch damit, überhaupt einen anderen der preisgekrönten Entwürfe für den Neubau des Christianeums in Betracht zu ziehen. In der ganzen Zeit hatten aber die Freunde unserer Schule und vor allem die Freunde der modernen Architektur nicht geruht. Viele Briefe wurden in Hamburg und nach Hamburg geschrieben, viele Gespräche geführt. Auch die Presse schaltete sich ein. Diejenigen unter Euch, die in Hamburg geblieben waren, haben gewiß am 7. 7. den Artikel von Gisela Schiefler in der „Welt" gelesen mit der alarmierenden Überschrift: „Bauauftrag für das Christianeum auf Eis. Behördenstreit um den preisgekrönten Entwurf." In den folgenden Tagen befaßten sich auch die Fraktionen der Parteien mit dem „Fall Christianeum". Plötzlich am 18. Juli, als die Schlacht schon verloren schien, kam es dann doch noch zu einer positiven Lösung der Streitfrage. Die drei hauptsächlich engagierten Senatoren von Bau, Schule und Finanz setzten sich zusammen und

einigten sich über die strittige Senatsvorlage. Schon einen Tag später, am 19. Juli, beschäftigte sich der Senat mit ihr und stimmte seinerseits zu, und so war dann am 20. Juli in der „Welt" die erfreuliche Nachricht zu lesen:

„Prof. Arne Jacobsen soll nun doch von der Baubehörde den Auftrag erhalten, die Entwurfszeichnungen für das neue Gebäude des Christianeums einzureichen, die entsprechend der Reichshaushaltsordnung für die Vorlage bei der Bürgerschaft notwendig sind. Das hat gestern der Senat beschlossen.

Damit hat der berühmte dänische Architekt noch keinen Bauauftrag für das humanistische Gymnasium. Die Bürgerschaft muß darüber entscheiden. Dennoch darf man feststellen, daß eine Periode des unentschlossenen Hinauszögerns, die über ein Jahr gedauert hat, jetzt beendet ist.

Die Vertreter der Bau- und der Schulbehörde haben zusammen mit dem Büro Jacobsen noch einmal die Kosten für den Neubau berechnet. Dabei fand man bestätigt, daß sie ein vertretbares Maß nicht übersteigen. Prof. Jacobsen glaubt, mit den 14,6 Millionen Mark, die die Baubehörde für seinen Entwurf ermittelt hatte, auskommen zu können.

So kam es zu einer Einigung auch mit der Finanzbehörde und zur gemeinsamen Empfehlung an den Senat, Prof. Jacobsen den Auftrag für die Entwurfszeichnungen zu geben.

Daß die Bürgerschaft zustimmen wird, ist anzunehmen. Sie hat sich schon in einer Sitzung im Mai 1964 sehr positiv zu einem „der Tradition des Christianeums entsprechenden Neubau" gestellt.

In einem Antrag hatten einige CDU-Abgeordnete den Senat ersucht, rechtzeitig mit Planung und Durchführung eines solchen Baus zu beginnen. Senator Müller-Link erklärte dazu, man sei in der Baubehörde bereits im Herbst 1963 darüber einig geworden, daß man erstens hinsichtlich des Raumbedarfs dieser Schule mehr tun müsse als üblich, weil sie über gewisse Sammlungen und vor allen Dingen über eine Bibliothek verfügt, die das erforderlich mache. Man sei zweitens der Überzeugung, daß man, da es sich bei dem alten Gebäude immerhin um einen bedeutenden Bau aus der Bauhauszeit handele, auch in architektonischer Hinsicht etwas Besonderes tun sollte. Der CDU-Antrag wurde damals einstimmig angenommen."

Anfang August gab es neue Unruhe. Nach Pressenachrichten vom 6. August schien aus finanziellen Gründen das ganze Elbtunnelprojekt gefährdet. Aber der Hamburger Oberbaudirektor Prof. Sill erklärte, daß der Baubeginn für den zweiten Elbtunnel in Sicht sei und die Ausschreibungsunterlagen schon fertig vorlägen. „Die Welt" schrieb am 10. August darüber: „In den letzten Tagen sind Zweifel aufgetaucht, ob auch die westliche Umgehung dem Rotstift zum Opfer fällt, der gegenwärtig in Bonn und in Hamburg von den Finanzressorts mit Eifer gehandhabt wird. Oberbaudirektor Prof. Sill erklärte uns gestern dazu, daß Verhandlungen der letzten Tage mit dem Bund keinerlei

Anlaß zu Befürchtungen dieser Richtung gäben." Und soeben kommt aus Kopenhagen die abschließende Nachricht, daß Prof. Jacobsen und Hamburger Vertreter dort einen Vertrag unterzeichnet haben, nach dem Prof. Jacobsen die Entwurfskizzen für das neue Christianeum anfertigen wird. Damit dürfte der entscheidende Schritt auf dem Weg zum neuen Christianeum gegangen sein.

Ihr fragt gewiß sofort: Wann wird der Neubau von uns bezogen werden können? Ganz gewiß nicht mehr, wie in den Wettbewerbsunterlagen gefordert war, am 1. 1. 1969. Wenn Ihr — und jetzt spreche ich nur zu den Klassen 5 bis 9 — Euch im August 1970 aus den Sommerferien in die Schule zurückquält, dann dürftet Ihr vielleicht den Schuljahrsbeginn mit der Einweihung des neuen Hauses feiern können. Wir können jetzt also mit vorsichtigem Optimismus in die Zukunft schauen.

Einen schweren Nachteil hat der Kampf um die Verlegung des Christianeums und um den Neubau Euch und uns eingebracht: Der Name unserer Schule ist viel zu oft in der Öffentlichkeit genannt worden. Die Erwartungen an die Schule und an Euch sind damit sehr gestiegen und gewiß überhöht. Man fragt heute schon oft, was denn das Christianeum und der Christianeer eigentlich leiste, um die so viel Geschrei gemacht werde. Werde hier nicht ein leerer Anspruch einer überholten Standesschule erhoben? Stünden nicht bei uns snobistische Überheblichkeit und windige Vielgeschäftigkeit in peinlichem Gegensatz zu der schlichten Arbeitsleistung, wie man sie auf den Schulen ohne Namen – auch auf der Oberstufe – noch antreffen könne?

Ich fürchte, unsere Kritiker sehen uns nicht zu scharf. Sorgen wir also dafür, daß wir in Zukunft mehr sind als wir scheinen, streichen wir aus unserem überfüllten Terminkalender die tägliche Arbeitszeit nicht heraus, seien wir ein wenig pünktlicher, höflicher und genauer, halten wir schließlich gerade jetzt — vier Jahre vor dem Abriß — unser altes schönes Haus, das so viel besucht wird und das gerade in diesen Tagen wieder etwas hergerichtet wird, in besserer Ordnung, so daß man uns das neue, nach den Entwürfen großartige Haus Arne Jacobsens in der Öffentlichkeit auch wirklich gönnt und daß man ja nicht sagt, wenn man uns in unserer jetzigen Form beobachtet, mit dem neuen Christianeum werde einem Affen eine goldene Uhr geschenkt. Es wäre gut, wenn wir über mancherlei freundlichen Stimmen über uns (etwa der Prof. Bresgens, der uns in den Ferien schrieb) die kritischen Stimmen nicht überhörten, auch die eigene nicht, und wenn wir uns vor allen Dingen selbst nichts vormachten.

Mit der Umstellung des Schuljahres werden wir in einen etwas anderen Rhythmus hineinkommen müssen. Die nächsten Zeugnisse wird es zu Weihnachten geben, aber der Lehrstoff des Schuljahres wird nach wie vor zu Ostern abgeschlossen. In das letzte Vierteljahr Ostern bis zur Versetzung zu Anfang Juli 1967 wird der Lehrstoff des kommenden Jahres vorgezogen. Die Schulbehörde ist gerade dabei, Durchführungsbestimmungen zu erlassen. Soweit ich sehe, dürfte also nur bei auslaufenden oder neu anfangenden Fächern ein Gewinn oder ein

Verlust an Zeit für Euch dabei herauskommen. Im übrigen heißt es, in der alten Art und Weise weiter zu arbeiten — nur natürlich in der Qualität des Arbeitens angehoben.

Zum Schluß begrüße ich herzlich in unserer Mitte die heimgekehrten Amerikafahrer der 13b Peter Groß und Alexander Knuth, die uns so interessant und häufig geschrieben haben und die uns gewiß einmal hier berichten werden, und ebenso herzlich begrüße ich die jüngsten Christianeer, die heute in unsere Schule eingetreten sind, Maria Lohmann und Reinhard Lohse. Mögen sie in bessere und ruhigere Jahre unserer Schulgeschichte mit uns allen hineinwachsen.

Aus dem Leben der Schule

Am 1. 12. 65 erfreuen sich am Hausmusikabend die Musikanten, die im Einzelspiel, in der Gruppe und – unter Wolf Schreibers Stabführung – auch im Ensemble musizieren, einer großen Zuhörerschaft. Herr Borm betreut sorgsam das reichhaltige Programm.

Am 16. 12. 65 zeigt die Deutsche Olympische Gesellschaft den Film „Tokio 1964".

Am 21. 12. 65 leitet Manfredinis Weihnachtskonzert die Weihnachtsfeier der Schule ein. Zu dem vertrauten Wortlaut des Lukas-Evangeliums sprechen Schüler einer 13. und einer 8. Klasse Texte aus Predigten Leos des Großen, Luthers und aus Bonhoeffers Aufzeichnungen.

Am 1. 1. 66 werden die Studienräte Dr. Nissen, Dr. Bernett, Borm, Diekmann, Dr. Haupt, Dr. Heß, Jantzen, Lange, Lorenzen, Möbes, Dr. Renn, Scholz, Tietjens zu Oberstudienräten ernannt.
Wie in den Vorjahren werden gleichzeitig mit den schriftlichen Reifeprüfungen (7., 8., 10., 11. Januar) die Aufnahmeprüfungen der Sextaner (bis zum 22. 1.) durchgeführt. Die musische Reifeprüfung erfolgt am 15. und 17. 1.

Am 13. 1. u.
14. 1. 66 werden unter E. v. Schmidts Leitung Orffs „Carmina burana" in Verbindung mit dem Gymnasium für Mädchen Blankenese aufgeführt und finden großen Beifall.

Am 9. 2. 66 begeht Herr Griesbach sein 40jähriges Dienstjubiläum.

Am 11. 2.,
12. 2. u.
14. 2. 66 finden die mündlichen Reifeprüfungen unter dem Vorsitz unseres Dezernenten OSR Wegner statt. Alle

Abiturienten, die in die mündliche Prüfung kommen, werden in dem Wahlleistungsfach, das sie – auch als 7. Prüfungsfach – wählen konnten, geprüft.

Am 26. 2. 66 werden die Abiturienten in Gegenwart ihrer Eltern, vieler ehemaliger Christianeer, die vor 40, 25, 10 Jahren das Christianeum besucht haben, feierlich entlassen. Unter dem Eindruck des Klavierkonzertes A-Dur von K. D. v. Dittersdorf, bei dem Jürgen Lamke den Klavierpart hervorragend spielt, und in der Folge der Ansprachen des Oberpräfekten Ulrich Paschen, des Abiturienten Volkert Petersen, des Schulleiters und des silbernen Jubiläums- Abiturienten Peter Prien übersehen viele Gäste die „scherzhafte" Beschädigung unseres Wandgemäldes, das in einer gewiß umstrittenen Weise die Verabschiedung von Abiturienten zu symbolisieren sucht. Nach der Verteilung der Zeugnisse erhalten wieder einige Abiturienten Buchprämien, die vom Verein der Freunde des Christianeums gestiftet sind: Hans-Ulrich Müller-Schwefe (Klasse 13b); die Prämien der Klassen 13a und 13c teilen sich jeweils zwei Abiturienten: Jörg Oesterreich und Volkert Petersen (Klasse 13a) sowie Peter Hönig und Rolf Dieter Krause (13c). Den „Gustav-Lange-Preis" für die beste Leistung auf musischem Gebiet erhält Thomas Uhl (13c). Die Präfekten erhalten diesmal keine besondere Urkunde für ihre uneigennützige Arbeit, da die Schulbehörde die Erlaubnis gibt, diese Anerkennung in dem Reifezeugnis selbst zu vermerken. Mit dem Allegro aus dem Orgelkonzert F-Dur von G. F. Händel und dem Choral „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" aus J. S. Bachs Kantate Nr. 137 schließt der Festakt.

Am Abend feiern Schüler, Eltern, Lehrer und Ehemalige in gewohnter Weise in der Aula. Sehr anschaulich zeigen Abiturienten aus der 13b den fragwürdigen Pluralismus unserer Lehrziele am plastischen Konterfei zweier Unterrichtsstunden aus dem naturwissenschaftlichen und dem altsprachlichen Sektor, in dem das Nachwirken des großen Aristoteles kontrastreich abgeleuchtet wird.

Die Abiturienten wählten folgende Berufe:

Klasse 13a:

1. Arnsperger, Hans Christian	Jurist
2. Beck, Karl-Friedrich	Jurist

3.	Christiansen, Jan Friedemann	unbestimmt
4.	Daßler, Wolfgang	Journalist
5.	Harders, Joachim	Betriebswirt
6.	Masling, Jürgen	Kaufmann
7.	Menck, Ulrich	Musikwissenschaftler
8.	Oesterreich, Jörg	Jurist
9.	Petersen, Heinz-Volkert	Jurist
10.	Pohle, Harald	Arzt
11.	Rieger, Jürgen	Musiker
12.	Sartorius, Roland	unbestimmt
13.	Schneider, Markus	Jurist

Klasse 13b:

1.	Birckenstaedt, Thomas	Journalist
2.	Crome, Claus-Dirk	Jurist
3.	Giese, Wolfram	Naturwissenschaftler
4.	Jaa, Wolf	Arzt
5.	Jarke, Hans-Jürgen	Tierarzt
6.	Kuhlmann, Manfred	Bankkaufmann
7.	Matthiessen, Claus	Jurist
8.	Mestwerdt, Reinhold	Bankkaufmann
9.	Mölln, Klaus	Jurist
10.	Müller-Schwefe, Hans-Ulrich	Germanist
11.	Peters, Reinhard	Arzt
12.	Püschel, Jörn	Psychologe
13.	Schreckenbach, Thomas	Archäologe
14.	Wannig, Klaus-Detlev	Lektor

Klasse 13c:

1.	Borgmann, Joachim	Arzt
2.	Breuer, Helmut	Arzt
3.	Fischer, Uwe	unbestimmt
4.	Hönig, Peter	Lehrer
5.	Jungblut, Henning	Volksschullehrer
6.	Kolbe, Hannes	Philologe
7.	Konerding, Ingolf	Psychotherapeut
8.	Krause, Rolf Dieter	Germanist
9.	Marwedel, Dietrich	Sportlehrer an höheren Schulen
10.	Neumann, Christian-Heinrich	Tierarzt
11.	Oetke, Claus-Michael	Jurist
12.	von Scheel, Jobst	Arzt
13.	von Schuckmann, Hans	Arzt
14.	Schwenn, Gerhard	Jurist
15.	Stehr, Günter	Hausmakler
16.	Töpfer, Jürgen	Volkswirt
17.	Uhl, Thomas	Bühnenbildner
18.	Witt, Reinhold	Chemiker

Bemerkenswert ist die Aufgliederung der verschiedenen Berufsziele:
Es wählten:

A) Berufsziel

a) akademisches Studium	36
b) kaufmännischer Beruf, Bankfach	3
c) gehobene Beamtenlaufbahn	–
d) Offizierslaufbahn	–
e) sonstige Berufe ohne Studium	3
f) unbestimmt	3
	45

B) Aufgliederung zu a)

1. Theologie	–
2.) Rechtswissenschaften, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften	12
3.) Medizin	10
4.) Geisteswissenschaften (ohne das Ziel Lehrer zu werden)	7
5.) Mathematik, Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften (ohne das Ziel Lehrer zu werden)	2
6.) Volksschullehrer	1
7.) Gymnasiallehrer	3
8.) sonstige Studienfächer	1
	36

Am 12. 3. 66 schließt das Schuljahr mit einer Zusammenkunft in der Aula. Bis zur „Zwischenmusik" aus Schuberts „Rosamunde" sind der Maler Otto Thämer und seine Gattin unsere Gäste. Der Schulleiter entschuldigt sich bei ihm in Vertretung der noch unbekannten Akteure in aller Form für die Beschädigung seines Wandgemäldes.

Am 24. 3. 66 einigten sich in Bonn Mitglieder der Bundesregierung und des hamburgischen Senats über die Finanzierung der westlichen Autobahnumgehung Hamburgs. Damit ist das Schicksal unseres jetzigen Schulhauses endgültig besiegelt.

Am 1. 4. 66, bei der Eröffnung des neuen Schuljahres, heißt der Schulleiter in seiner Begrüßungsansprache besonders die 7 neuen Christianeerinnen willkommen, die zu den 7 Quartanerinnen der 7c – der Avantgarde der Koedukation des Vorjahrs – dazugekommen sind. In diesem Jahr wird das Christianeum unter den 564 Schülern 61 Schülerinnen zählen. Nicht weniger herzlich wird Herr Dr. Otto Peter Riecken begrüßt, der nach 3½jähriger Tätigkeit an der TH Aachen nach Hamburg zurückgekehrt. Herrn Steinbrinker, der an das

Gymnasium für Jungen in Altona versetzt ist, wird der Dank für seine Tätigkeit ausgesprochen. Herr Dr. Nissen bleibt zu unserer Freude, auch nach Erreichen der Altersgrenze, noch für ein Jahr bei uns. Herr Hagenmeyer behält seinen Lehrauftrag. Zur Ausbildung bleiben für ein weiteres Semester bei uns die Studienreferendare: Dr. Bornitz, Hagenmeyer, Dr. Motzkus, Dr. Plass, Jürgen Schultz. Neu zugewiesen werden die Herren Blessin, Beyrich, Bochow, Dr. Utermöhlen.

Die schon vor einem Jahr geplante Teilung der starken 12. Klassen wird nachgeholt. Herr Dr. Golla wird Ordinarius der neuen 12c.

Am 4. 4. 66 werden 100 Sextaner (70 Jungen und 30 Mädchen) in Anwesenheit ihrer Eltern feierlich aufgenommen und von den „Exsextanern" mit Spiel und Gesang begrüßt. Die Klasse 6c erleichtert ihnen den Eintritt in das „Noviziat" durch Szenen aus Till Eulenspiegels Leben, die unter Mitwirkung von Frau Blecken und Dr. Bernett einstudiert sind. Besonders Tills erfolgreiches Examen vor den Prager Professoren wird als glückliches Omen für die Schulzeit der Neuen gewertet.

Am 14. 4. 66 lädt die Präfektur die Mitglieder des Bundestages W. Berkhan (SPD) und C. Damm (CDU) und Herrn General Dr. Wulf zu einer Diskussion über die Notstandsgesetze ein. Die Diskussion, in der sich die Zuhörer sehr engagieren, leitet Herr Dr. Plass.

Am 27. 4. 66 zeigt die „freie theatergruppe dmoch" unter der Leitung von Michael Schlicht (13b) vor geladenen Gästen „Das Theater des Neuen" von Hugo von Hofmannsthal und die naturalistische Komödie „Jakob oder die Unterwerfung" von Eugène Ionesco. An die hervorragende Aufführung schließt sich eine lebhafte Diskussion an über die beiden Theaterstücke und über ihre Zuordnung zueinander und über die Grenzen, die dem Verständnis von Ionescos Komödie vom Lebensalter des Zuhörers her gesetzt sind. Die Aufführung wird im Gymnasium für Jungen in Blankenese und im Christianeum wiederholt.

Im Mai wird in sehr gut besuchten Elternabenden der einzelnen Klassen über die Verlegung des Schuljahrbeginns und ihre Folgen debattiert. Viele Eltern sprechen sich gegen die Verlegung und vor allem gegen die abrupte Verkürzung der Schulzeit aus und formulieren ihre Bedenken in Eingaben.

Am 13. 5. 66 folgen wie im Vorjahr viele Oberprimaner einer Einladung zu einem Abiturientenabend, die vom Rotary

Club Hamburg-Altona – diesmal auch an die Abiturienten der Gymnasien für Jungen in Altona und Blankenese – ergangen ist. Unter der straffen Leitung von Dr. Fischer-Menshausen werden in einer Fülle von Kurzreferaten die Möglichkeiten der verschiedenen Berufe vor den aufmerksamen Zuhörern dargelegt. Es bleibt noch Zeit, um im kleinen Kreis an den einzelnen Tischen die persönlichen Probleme mit den versierten „Beratern" zu diskutieren.

Am 18. 5. 66 veranstalten die Präfekten einen Tanzabend der Oberstufe im einfallsreich dekorierten Souterrain der Schule.

Am 23. 5. 66 lädt das Christianeum zusammen mit dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden zu einer Gedenkfeier zum 100. Todestag von Salomon Ludwig Steinheim ein. Der zu Unrecht vergessene Arzt, Philosoph und Theologe besuchte das Christianeum von 1804 bis 1807. Den Festvortrag hält Prof. Dr. Hans-J. Schoeps (Erlangen). Das Schulorchester spielt unter R. Borms Leitung G. F. Händels Orgelkonzert F-Dur. Ein Sonderheft über die Feier wird vorbereitet.

Am 25. und 26. 5. 66 findet mit erfreulich großem Erfolg der lang erwartete Cesar-Bresgen-Abend statt. Jürgen Lamke (13b) und Matthias Osterwold (10b) spielen das Konzert für zwei Klaviere F-Dur op 13. Dann wird mit Schwung und Sorgfalt unter Eugen von Schmidts Leitung die musikalische Pantomime „Bastian der Faulpelz" – am 2. Tag in Anwesenheit des Komponisten – zur Uraufführung gebracht. Die Regie führen Dagmar Flemming und Erich Jantzen.

Am 26. bis 28. 5. 66 findet in Celle eine Arbeitstagung der norddeutschen Altphilologen statt. Dr. Kay Hansen, der wenige Tage zuvor für weitere zwei Jahre zum 1. Vorsitzenden des Deutschen Altphilologen-Verbandes gewählt ist, hat die Leitung.

Auf Einladung der Präfektur sprechen:

am 15. 6. 66 Prof. Dr. Pascual Jordan über „Die weltanschauliche Bedeutung der modernen Physik",

am 17. 6. 66 Senator Heinz Ruhnau über: „Deutschland: Politik, Chancen, Aussichten",

am 22. 6. 66. Herr Friedrich Warnke über Fragen der Ostzone.

Am 16. 6. 66 werden auf der Versammlung der Elternvertreter die ausscheidenden Mitglieder des Elternrates: Frau Ruth Herrel, Herr Dipl.-Ing. Gerd Herken und Herr Prof. Dr. Hans-Rudolf Müller-Schwefe wiedergewählt. Im

Verzeichnis „Der Elternrat des Christianeums 1965“ im „Christianeum“, 21. Jahrgang, Heft 3, sind versehentlich folgende Mitglieder des Elternrates nicht aufgeführt: Frau Elisabeth Hoehne und Herr R. A. Dr. Hans Arnsperger.

Am 17. 6. 66 folgen etwa 20 Schüler der Oberstufe dem Aufruf des Hamburger Schülerparlamentes, sich für das Hilfswerk „Helfende Hände“ an Garten- und Aufräumungsarbeiten zu beteiligen. Der Erlös der Arbeit kommt der Betreuung ehemaliger politischer Häftlinge der SBZ zugute.

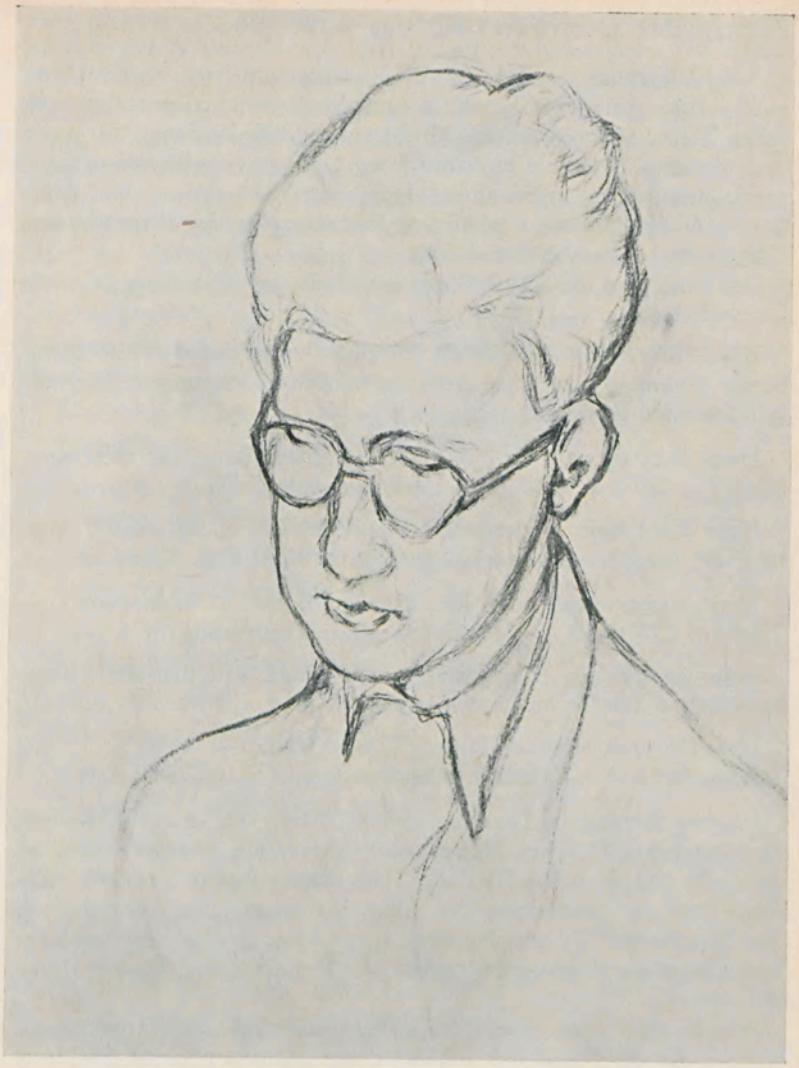
Am 20. 6. 66 besuchen chilenische Gäste das Christianeum: der Leiter der Abteilung Gymnasien im chilenischen Unterrichtsministerium, Herr Bravo-Baltierra, begleitet von Herrn Castillo. Sie nehmen am Mathematik-Unterricht der 10a teil und diskutieren mit verschiedenen Fachlehrern.

Am 30. 6. 66 wird Bresgens „Bastian der Faulpelz“ wiederholt.

Am 1. 7. 66, dem letzten Schultag, verläßt uns unser englischer Austauschassistent, Mr. Robert Ellerton. Ein Nachfolger, Mr. Cadogan, hat sich schon angemeldet.

Am 4. 7. 66 besichtigt Bürgermeister Prof. Dr. Weichmann die Modelle des Wettbewerbs für das neue Christianeum in der Baubehörde.

Am 19. 7. 66 beschließt der Senat, an Prof. Arne Jacobsen den Auftrag zu geben, Entwurfszeichnungen für das neue Gebäude des Christianeums vorzulegen. Kck.



HENNING SCHLICHT

(Abitur 1955)

geboren am 26. 4. 1936 in Celle

verunglückt am 14. 7. 1966 am Matterhorn

gezeichnet 1954 von einem Klassenkameraden

Bericht des Elternrates für das Jahr 1966

Am 17. Februar wandten sich die Elternratsvorsitzenden der Hamburger altsprachlichen Gymnasien und der Gymnasien mit altsprachlichen Zügen nochmals an die Ministerpräsidentenkonferenz in Berlin und wiesen auf das die humanistischen Gymnasien sehr beeinträchtigende Versehen im sogenannten „Hamburger Abkommen" hin, durch das irrtümlich Griechisch als dritte Fremdsprache des altsprachlichen Gymnasiums angesehen worden ist.

Der Senat und die Schulbehörde der Hansestadt Hamburg erhielten Durchschläge.

Am 2. März schlossen sich die Elternratsvorsitzenden der 46 Hamburger Gymnasien zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen. Als Vorstand wurden gewählt:

Herr Rechtsanwalt Dr. jur. Wilhelm Stechmann, (Kirchenpauer-Schule) — Telefon 36 50 38 — als Vorsitzender,

Herr Carl-Heinz Spreckels, (Hansa-Schule in Bergedorf, Vorsitzender der Elternkammer) — Telefon 39 10 72 42 5 — und

Herr Rechtsanwalt Dr. jur. Helmut Bothe, (Christianeum) — Telefon 32 78 12/13 — als stellvertretende Vorsitzende,

Frau Ilse Fischer, (Charlotte-Paulsen-Schule, Mitglied der Elternkammer) — Telefon 68 15 65 — und

Herr Dr. med. Konrad Hagen, (Kloster-Schule) —
Telefon 52 70 18 1/App. 573 — als Beisitzer.

In einer Sitzung am Dienstag, dem 10. Mai 1966, in der Bibliothek der Staatlichen Höheren Handelsschule, Hamburg 1, wurden organisatorische Fragen behandelt, und Herr Regierungsrat Spreckels referierte über die Auswirkung der Schuljahrsverlegung auf die Schulzeit der Hamburger Gymnasien und die Reifeprüfungen. Als nächstes beabsichtigt die Arbeitsgemeinschaft, die Probleme der Förderstufe zu diskutieren.

Am 24. Mai fand eine Sitzung des Elternrates des Christianeums statt, in der der Schulleiter und der Unterzeichnete über die Probleme der Schuljahrsumstellung referierten und von der Gründung der erwähnten Arbeitsgemeinschaft Kenntnis gaben. Es wurde auch der Stand der Planung für das neue Schulgebäude behandelt. Im Anschluß daran nahmen der Unterzeichnete und der stellvertretende Vorsitzende Herr Dr. Salb mit Oberbaudirektor Professor Sill Verbindung auf und klärten in zwei Sitzungen am 2. 6. und 22. 7. den Ablauf des Neubaus und des Abbruches des jetzigen Christianeums. Es wurde beschlossen, eine Verbindungsstelle zu schaffen, die in der Übergangszeit ein reibungsloses Zusammenarbeiten der Baubehörde in der Planung des Abbruchs und Neubaus mit der Schule garantiert, um die etwa durch den Baustellenbetrieb auftretenden Schwierigkeiten und Beeinträchtigungen so gering wie möglich zu halten.

Nach einer Verzögerung ist inzwischen Herrn Professor Arne Jacobsen der Auftrag für die Gestaltung des Vorentwurfes fest erteilt worden. Von den Sparmaßnahmen der Hansestadt Hamburg wird der Neubau nicht betroffen. Aus technischen Gründen ergeben sich jedoch zeitliche Verschiebungen, über die die Elternschaft jeweils rechtzeitig unterrichtet werden wird.

Die Versammlung der Elternvertreter des Christianeums fand am Donnerstag, dem 16. Juni 1966, um 16.30 Uhr statt, im Anschluß daran die Jahresversammlung des Vereins der Freunde des Christianeums. Die Elternvertreter wurden von dem Schulleiter über das verflossene Schuljahr unterrichtet. Der Unterzeichnete sprach über die Tätigkeit des Elternrates. Nach einer Aussprache wurde der Elternrat neu gewählt. Er besteht jetzt aus:

1. Herrn Dr. Arnsperger, Hans, Rechtsanwalt,
   Hamburg 52, Roosenspark 11
2. Herrn Dr. Bothe, Helmut, Rechtsanwalt,
   Hamburg 52, Baron-Voght-Straße 25
3. Herrn Herken, Gerd, Diplom-Ingenieur,
   Hamburg 52, Noerstraße 13
4. Frau Herrel, Ruth, Hausfrau,
   Hamburg 52, Schenefelder Landstraße 2
5. Frau Hoehne, Elisabeth, Hausfrau,
   Hamburg 52, Giesestraße 46
6. Herrn Prof. Dr. Müller-Schwefe, Hans-Rudolf,
   Hamburg 52, Papenkamp 12
7. Herrn Kuhnke, Fritz, Dipl.-Ing., Baurat,
   Hamburg 55, Bargfredestraße 25 c
8. Herrn Dr. Salb, Hans, Bankier,
   Hamburg 52, Elbchaussee 174
9. Frau Schwenn, Ingrid, Amtsgerichtsrätin,
   Hamburg 55, Schenefelder Landstraße 14 L.

1. Vorsitzender: Dr. Bothe, Stellvertreter: Dr. Salb.

Die im Mai weiter, auf Initiative der Elternräte, durchgeführte Meinungsbefragung der Elternschaften der Hamburger Gymnasien ergab ganz überwiegend die Auffassung, an dem Schulbeginn zu Ostern festzuhalten, und wenn dieses wegen einer Isolierung Hamburgs nicht möglich sein sollte, von einer Kürzung des letzten Schuljahres nach Möglichkeit abzusehen.

Am 27. Juni fand noch eine Besprechung mit Elternvertretern der Klassen statt, bei der Fragen der Wahl und der Ergänzung des Elternrates sowie die Zusammenarbeit mit dem Verein der Freunde des Christianeums und dem Verein der ehemaligen Christianeer besprochen wurden.

Für den 2. September, 18.00 Uhr, ist die nächste Elternratssitzung vorgesehen, die auch die Vorbereitungen für die im Herbst geplante Elternversammlung treffen wird. Es ist dabei beabsichtigt, die Elternschaft über den Stand des Neubaues des Christianeums und die Folgerungen aus der Neuordnung des Schulbeginns zu orientieren. Ich bitte die Elternschaft bereits auf diesem Wege, weitere Wünsche für die Tagesordnung möglichst bald bekanntzugeben.

Für den Elternrat
gez. Dr. Bothe,
1. Vorsitzender

Die Abiturienten-Entlassungsfeier

Euripides Herakles Zweites Chorlied

1. Strophe

Jugend, ich liebe dich! Alter, du lastest
schwerer als des Aetna Felsen
mir auf dem Haupt, wenn du das Licht meiner Augen
verhüllt hast in Finsternis.
Nicht Asiens Fürstenmacht,
nicht Häuser voll Gold
gäb' ich im Tausch für die Jugend hin;
herrlich ist sie im Reichtum,
herrlich auch in der Not.
Doch das Alter, das böse, das neidische –
ich hasse es! Verbannt sei's
auf den Grund des Meers; komme es nie
in die Häuser und Städte der Menschen,
für immer
soll es auf Flügeln im Aether kreisen.

1. Gegenstrophe

Hätten die Götter Vernunft und Weisheit,
was die Menschen betrifft –
doppelte Jugend gäben sie denen,
die von der Tugend klar geprägt,
nach ihrem Tode
kämen sie ans Licht der Sonne zurück,
lebten ein zweites Leben;
doch Niedrigkeit
ginge nur einmal des Lebens Bahn.
So könnte man die Schlechten erkennen und die Guten,
so wie der Schiffer am wolkigen Himmel
die Sterne findet, die ihn leiten.

Aber die Götter gaben uns nichts,
gut und böse klar zu scheiden;
der wandelnden Zeiten Lauf
ehrt den Reichtum nur.

2. Strophe

Chariten und Musen, Anmut und Kunst,
euch will ich stets vereinen, lieblichsten Bund.
Nie will ich ohne euch sein,
nur unter eurem Schutz und eurer Weihe.
Noch preist der greise Sänger Mnemosyne,
noch feiert mein Lied
Herakles' herrlichen Sieg.
Beim Wein, Bromios' Gabe,
beim Klang der siebentönigen Leier, der libyschen Flöte
weilet, Musen, bei uns,
die mich zum Tanze geführt.

2. Gegenstrophe

Den Festgesang singen auf Delos
Letos herrlichem Sohn
Priesterinnen, in schönem Reigen sich drehend.
Festgesänge, auch in deinem Hause,
will ich, der greise Sänger, dem Schwane gleich,
aus grauer Kehle dir singen.
Edles Sein der Gehalt meines Lieds:
Sohn des Zeus: weit über die edle Geburt noch
stiegst du empor durch die Tugend;
deine Mühen gaben den Menschen Ruhe und Frieden,
da du die Schrecken der Wildnis bezwangst.

Rede des Schulleiters

Griechisch im Christianeum

Liebe Abiturienten!

Das war für Euch, von der 12b gesprochen und unter ihrem Choregen Erich Jantzen neu übersetzt, das Loblied, das Euripides in seinem Drama „Herakles" den Chor der Geronten, der Alten, anstimmen läßt zu Ehren des Herakles, der in der Vollmacht des Lebens steht, der jung ist, Taten zu vollbringen, wie die eben vollbrachte: in die Unterwelt zu steigen, den Zerberus zu bezwingen und gerade noch rechtzeitig in die Heimat Theben zurückzukehren, um Frau und Kinder vor dem Tyrannen und dem Tode zu retten. Das ist aber auch das Loblied, das der 60jährige Euripides dichtet – ein Mann etwa im Alter eines Jubiläumsabiturienten, der vor 40 Jahren die

Reifeprüfung bestanden hat, eines Bürgers, der 40 Jahre lang seiner Vaterstadt, allzuoft als Soldat, gedient hat und nun aus der Wehrdienstverpflichtung herausgealtert ist. Der 60jährige Dichter stimmt ein Loblied auf die Jugend an – nicht auf die mythische Hebe, die blumengeschmückte, sondern auf die νεότης, die reale, nicht idealisierte Jugend, die ein jeder von Euch 45 Abiturienten – auch der nüchternste und der altklügste und der schon als smarter Geschäftsmann handelnde – besitzt. Die Jugend ist, gesehen von der Warte des 60jährigen, der vor dem hassenswerten Alter steht, ein so köstlicher Besitz, daß der Dichter sie dem Tüchtigen doppelt zuteil lassen werden möchte. Welch Anreiz hätten die Götter dem Menschen geben können, sich als gut und tüchtig zu bewähren, wäre ein solcher Preis ausgesetzt, daß der Tüchtige nach dem Tode noch einmal zurückkehrt und ein Leben in zweiter Jugend beginnt. Wie lebenswert wäre dann das Leben, wie liebenswert die Welt, wenn ein solcher Agon um den Preis einer zweiten Jugend ausgetragen würde zwischen dem einen, der seiner Natur das höchste abverlangt, der an ihr arbeitet und sie bis an die äußerste Begrenzung der Begabung anspannt, und dies zum Wohle der Mitmenschen, die ihn beanspruchen und zur Leistung provozieren, und dem anderen, der lässig ausgibt – genauestens nur zu eigenem Bedarf und Nutzen –, was ihm seine Natur gegeben hat. Leider aber haben die Götter es versäumt, diesen Preis einer wiedergewonnenen Jugend auszusetzen, und nun gibt es kein Grenzzeichen, kein Merkmal, an dem sich der Gute mit seiner Leistung und der Schlechte mit seinem Versagen scheiden. Und das Leben, das nur e i n e Jugend bereithält, fördert im Kreislauf der Jahre nicht das Streben nach ἀρετή, nach Tugend, sondern einzig und allein den Hang reich zu werden. Es fällt schwer angesichts des Bannes, in den der westliche Materialismus uns alle schlägt, die Aktualität dieses Verses nicht etwas auszukosten. Wir versagen es uns und kehren zu ihm zurück, dem das Loblied gilt, zu Herakles.

Er geht uns am heutigen Tage, da Ihr aus der Schule in einen Beruf geht, besonders an, denn Herakles könnte man das Muster für eine geglückte Berufswahl nennen – Beruf im weitesten Sinne genommen. Die Festversammlung hat schon verstanden, daß hier die Entscheidung gemeint ist, die Herakles am Scheidewege zu treffen hatte, als ihm in seiner Ratlosigkeit, welchen der beiden sich vor ihm öffnenden Wege der Mündiggewordene wählen soll, zwei schöne Frauen erscheinen: κακία, die Schlechtigkeit, Untüchtigkeit weist ihm den breiten und geebneten Weg eines bequemen, genußreichen, risikolosen – sozialgesicherten Lebens, das aber ohne Leistung und in sich nichtig bleibt, die ἀρετή, (virtus, Tugend) dagegen den steilen, schweißtreibenden Weg eines Lebens der Arbeit, das Risiko und verantwortliches Tun auf sich nimmt.

Euch, Ihr 3 mal 15 Herakliden, haben die, die es gut mit Euch meinen, Eltern und Lehrer, auf diesen Dreiweg der Entscheidung gewünscht während Eurer Schulzeit, spätestens jetzt aber in diesen Wochen, die – vor neuer Verpflichtung – so entlastet scheinen. Möge Eure

Entscheidung so fallen – das wünschen wir Euch von Herzen –, daß Ihr ein Leben, in unverbindlichen, wenn auch einträglichen Jobs verbracht, nicht für glücklicher anseht als ein Leben, das im altmodischen Sinne Beruf und Berufung verbindet. Dann wird es selbst, wenn es mit seinen Risiken und seiner Verantwortung schwer zu leben sein wird, in sich Bestand haben und anderen Halt geben.

Von einem solchen Halt in der Lebensführung spricht im zweiten Teil unseres Chorliedes Euripides im Rückblick erfahrenen Lebens und im Ausblick auf die Zukunft: Immer will ich das Lied, das die Musen mir eingeben, verbinden mit der Gabe der Chariten, der Genien der Grazie, des Charmes, welche Anmut schenken, Gunst hervorrufen und Dank für beides wecken. Niemals möge ich ein Leben ohne Bindung an die Musen führen, immer ihrem Dienst geweiht sein. Auch im Alter werde ich die Mnemosyne, die Mutter der Musen, die Kraft dankbarer Erinnerung anrufen, daß sie mir helfe, das Lob auf Herakles zu singen, den Menschen par excellence, der mit seiner Leistung das Privileg seiner Geburt weit hinter sich ließ und seine mühevollen Taten ausführte mit dem Ziel, die Schrecken der Wildnis, die bedrohenden Ungeheuer zu besiegen und den Menschen Ruhe und Frieden zu bringen. Edles Sein, das will der Dichter als den Gehalt seines Liedes, die Chariten mit den Musen vereinen, davon will er nie ablassen. Niemals möchte ich ein Leben führen, in dem sie fehlen, aus dem Kunst und Verpflichtung ausgeschlossen sind. Sie allein geben dem Leben Wert, sie allein sind unabdingbar.

Haben diese Worte des Dichters Euripides noch Geltung? Lohnt die Auseinandersetzung mit ihnen oder benutzen wir sie hier nur als historisches Dekor eines von der Zeit schon überholten Gymnasiums? Waren die soeben in der Ursprache erklungenen Verse einer griechischen Tragödie nicht letzten Endes doch nur ein Zeichen trotziger Resignation?

Vor zwei Jahren haben wir uns an dieser Stelle gefragt, inwieweit das äußere Gebäude, das Schulhaus, das innere Leben der Schule mitbestimmt. Heute drängt die Schulpolitik in unserem Land dazu, die tragenden Stützen des inneren Gebäudes unserer altsprachlichen Schule auf ihre Tragfähigkeit hin zu prüfen. Zumindest einer seiner Stützen, dem Griechischen, scheint man heute weithin die Stabilität abzusprechen und sie daher für entbehrlich zu halten. Vor etwas mehr als einem Jahr, im Oktober 1964, hatten die Ministerpräsidenten der deutschen Länder bei ihren Beratungen für das sog. Hamburger Abkommen es nicht mehr vor Augen, daß das Griechische Kernsprache des altsprachlichen Gymnasiums ist, ja, das unsere Schulart charakterisierende Fach. Man deklassierte Griechisch zur dritten Fremdsprache und will es daher vom nächsten Jahr ab um ein Jahr verkürzen. Aber spüren wir nicht auch eine gewisse Zurückhaltung und Entfremdung bei denen, die der Schule freundlich gesonnen sind, wenn sie besorgt nach der Überforderung durch den Griechisch-Unterricht fragen und dabei mehr auf den vermeintlichen Schwierigkeitsgrad als auf den Sinn und die Leistung des Griechisch-Unterrichts achten. Dabei ist die Frage nach Sinn

und Leistung des Griechisch-Unterrichts die eigentliche Frage, die jede Generation der Liebhaber der Antike stellen muß, wenn sie nicht einer leeren Tradition folgen will und die Entscheidung, wie die moderne Schule aussehen soll, anderen überläßt. In dieser Stunde kann es nur darum gehen, die Frage: Warum treiben wir noch Griechisch? mit einigen wenigen Überlegungen zu bedenken. Dabei könnte es unsere Überlegungen fördern, wenn wir frühere Schüler der Griechen fragten, was sie von den Griechen nahmen, warum sie Griechisch lernten.

„Es war schon bei den Römern, wenn sie was Tüchtigs sagen wollten, sagten sie's griechisch", so Goethe in seinen „Maximen und Reflexionen" über die ersten Schüler der Griechen, die Römer. Über diese Schülerschaft der großen Adepten griechischer Kunst und Wissenschaft, griechischer Philosophie, Staatslehre und Rhetorik sind schon Bibliotheken geistesgeschichtlicher Untersuchungen entstanden. Neidlos erkannte der siegreiche Römer an, daß der besiegte Grieche sein Lehrmeister und Erzieher geworden war: Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio, so Horaz im 2. Buch seiner Episteln, „Unterworfen unterwarf Griechenland den wilden Sieger und brachte die Künste in das bäuerlich-ungehobelte Latium". Und Cicero schreibt seinem Bruder Quintus, der im griechischen Osten des römischen Imperiums ein Amt antritt: nos ea, quae consecuti sumus, iis studiis et artibus esse adeptos, quae sint nobis Graeciae monumentis disciplinisque tradita. „Das, was wir Römer erreicht haben, nahmen wir aus der Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten, die uns in den Denkmälern und Lehren Griechenlands überliefert sind."

Aber so sehr den Römer griechische Wissenschaft und Kunst fesselte, so sehr ihn Reichtum und Form griechischer Literatur bestach und zu Nachahmung und Umschmelzung herausforderte, das, was den Römer am stärksten an den Griechen band, war ein anderes: Der Römer fand für seine Lebensführung Klärung, Bestätigung und Herausforderung in den großen Gedankengebäuden der griechischen Philosophen, in ihren Fragen nach dem Anfang des Seins und vor allem nach den Kräften der menschlichen Seele. Im Nachdenken platonischer, stoischer, epikuräischer Gedanken fand der Römer sich selbst. Muß ich nach alldem, was über das Interesse des Römers am Griechen gesagt ist, noch erwähnen, daß der Primaner der Tibervororte Altroms Griechisch in der Schule lernte?

Wir lassen jetzt die Geschichte der ausgehenden Antike außer Betracht. Auch das Christentum hatte sich nach anfänglichem Widerstreben griechischem Denken geöffnet und ein eigenes Gebäude griechisch-christlicher Philosophie errichtet. Das Interesse am griechischen Gedankengut erlischt nicht, konzentriert sich aber auf einzelne Denker, besonders auf Aristoteles. Das Interesse an der griechischen Sprache und Kultur dagegen schwindet. Man ist zufrieden, die griechischen Autoren in Übersetzungen, in lateinischen und arabischen zu lesen. Wenn ein Gelehrter am Hofe Karls des Großen auch die griechische Sprache beherrscht, gilt das als Zeichen ungewöhnlicher Gelehrsamkeit. Von einem ununterbrochenen Fortwirken oder Nachleben der Antike

bis weit in das christliche Mittelalter hinein, kann man sprechen, aber die Kanäle, in denen das geistige Gut der Alten fließt, sind eng geworden.

Erst eine Wiedergeburt vermag den Weg zu den Quellen wieder zu öffnen, die Zeit der Renaissance. Mit Überschwang werden die ersten Handschriften in originalem Griechisch wieder in die Hand genommen. Francesco Petrarca schreibt aus Mailand an Nikolaos Sigerios in Konstantinopel am 10. Januar 1354: „Du hast mir den Homer geschenkt, ihn, den Ambrosius und Macrobius treffend aller göttlichen Erfindung Quell und Ursprung nennen. Ihn hast du mir geschenkt, liebwertester Mann. Damit hast Du zugleich Dein Versprechen und meinen Wunsch erfüllt. Nicht wenig aber erhöht den Wert der Gabe die Gestalt, in der Du ihn mir geschenkt hast. Ist doch sein Werk nicht durch ein künstliches Flußbett gewaltsam in fremde Sprache abgeleitet – rein und unverfälscht kommt es aus den sprudelnden Wassern der griechischen Rede selbst, ganz so wie es von Anbeginn jenem göttlichen Genius entströmt ist. Das allerherrlichste Geschenk und – wenn man seinen wahren Wert erforscht – ein unschätzbares halte ich in den Händen. Wenn nun auch Du noch zusammen mit Homer Deine Gegenwart mir gönnen wolltest, dann bliebe mir überhaupt nichts mehr zu wünschen übrig. Denn wärest Du da, so würde ich unter Deiner Führung die Engpässe der fremden Sprache durchschreiten."

Petrarca hat die Engpässe der griechischen Sprache nicht durchschritten. Er lernte – trotz einiger Anläufe bei Privatlehrern – den Homer nicht lesen. Die Kenntnis der griechischen Sprache war auch jetzt noch eine gelehrte Seltenheit. Petrarca zählte sechs Jahre nach diesem Briefwechsel, im Jahre 1360, die Italiener zusammen, welche des Griechischen kundig seien: In Florenz drei oder vier, einer in Bologna, zwei in Verona, einer in Sulmona, einer in Mantua, keiner in Rom! Man versprach sich – wie Petrarca am Ende des Briefes nach Konstantinopel schreibt – von der Kenntnis des Griechischen mehr Freude als Nutzen; denn der Mensch, der aus der geistigen Bevormundung der mittelalterlichen Welt herausstrebte, suchte auch die beengende Hülle des zeitgenössischen Scholasten-Lateins abzuwerfen und zu den natürlichen Formen der Sprache zurückzukehren: zur italienischen Muttersprache wie zu der originalen Sprache der Römischen Klassik. Hier hoffte er mit der eloquentia des römischen Orators auch im geistigen Bereich neue Freiheit zu gewinnen.

Hundert Jahre später hat die Renaissance (die Wiedergeburt antiker Menschlichkeit) den Norden erreicht. Erasmus und Johannes Reuchlin gewinnen mit ihren Vorträgen und Schriften unter ihren Schülern viele Freunde des Griechischen. Da scheint mit der Reformation ein retardierendes Moment aufzutreten. Die Humanisten befürchteten, daß das Interesse von den antiken heidnischen Originalschriften ganz abgelenkt werde auf die Wiederentdeckung des originalen Evangeliums. Aber Reformation und Humanismus finden – wenigstens für eine Zeitspanne – zueinander, und in Melanchthon wird sogar ein Humanist zum Reformator. Melanchthon, von Luther an die Universität Witten-

berg als Gräzist geholt, sagt in seiner Antrittsrede am 29. August 1518: „Da nun die Theologie teils hebräisch, teils griechisch ist – denn die Lateiner haben nur aus den Bächen der Hebräer und der Griechen getrunken –, so gilt es, die fremde Sprache zu erlernen, auf daß wir nicht wie stumme Masken mit den Theologen verhandeln. Dann wird sich uns der Worte Pracht und eigene Art erschließen, offen liegt vor uns der wahre, der wirkliche Sinn des Buchstabens, sind wir einmal in ihn hineingedrungen, so ist das Verständnis der Sache gegeben. Verflogen sind alle die Glossen, Konkordanzen und Diskonkordanzen und was sonst die Schwingen unseres Geistes lähmt. (Das ist ein Hieb gegen die Scholastenart, mit dem Wort umzugehen) Indem wir aber so die Blicke auf die Quellen lenken, beginnen wir auch Christus zu verstehen, sein Gebot wird uns zur Leuchte und uns durchströmt der beglückende Nektar göttlicher Weisheit."

Nicht nur in die Universitäten, auch in die Schulen der Reformation zieht das Griechische ein – so hier in Hamburg in die 1529 gegründete Gelehrtenschule des Johanneums mit der Schulordnung, die auf Ersuchen des Hamburger Senats der von Luther empfohlene pommersche Reformator Johannes Bugenhagen entwirft. Seit diesem Zeitpunkt lernen Hamburger Schüler Griechisch!

So vielversprechend es klingt, im Griechisch-Unterricht zu den Quellen der Antike vorzudringen – wir dürfen uns diesen Unterricht nicht nach heutigen Vorstellungen denken, und diese Einschränkung gilt auch für die nächsten Jahrhunderte. Im Vordergrund stand im Griechisch- wie im Latein-Unterricht ein formales Interesse, die Erlernung der Sprache und nicht das Werk der großen Autoren und seine Deutung und Aneignung. Grammatik-Unterricht, Übersetzungen vor allem ins Latein und Griechisch, Abfassen von Reden und Aufsätzen und Verfassen von Gedichten in der fremden Sprache, alle diese Übungen ließen den Schüler kaum jemals einen durststillenden Trunk aus der Quelle tun. Ziel des Sprachunterrichtes war es nicht, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen, sondern gerade hineinzuschlüpfen in die fremde Haut der Sprache und des Geistes, zu imitieren. Man wollte reden und denken lernen, wie die Alten geredet hatten – und hier ziehen nun große Gefahren für den Griechisch-Unterricht auf, daß er in einen Formalismus und Grammatikalismus verfällt. Diesen Gefahren ist er auch weithin erlegen.

Er gerät ganz in die Abhängigkeit des Latein-Unterrichtes und wird zum Übungsfeld von Übersetzungsversuchen vom Lateinischen ins Griechische und umgekehrt. Er wird beschattet aber auch von der Theologie, die die Schriften der griechischen Dichter und Redner zurückdrängen, ja eigentlich nur noch die Lektüre des Neuen Testamentes und allenfalls einiger griechischer Moralisten zulassen will.

Es gibt Besserungsvorschläge, man versucht den Griechisch-Unterricht zu reformieren und auch gegen die Theologen zu verteidigen – so der Rektor des Johanneums Joachim Jungius. Doch hier ist nicht der Ort, von dem Auf und Ab dieser Reformversuche zu sprechen. Der Interessierte kann das Nötige in dem Werk eines berühmt gewordenen

Christianeers nachlesen, des Berliner Philosophen Friedrich Paulsen, der in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichtes auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart“ besonders den klassischen Unterricht berücksichtigt.

Überaus reizvoll aber ist es, wenigstens einen Blick in unser eigenes Haus zu tun und uns neugierig umzusehen, wie denn der Unterricht in den Alten Sprachen in der Frühzeit des Christianeums in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgesehen hat und welche Versuche man unternahm, ihn zu verbessern. Einer Eurer Mitschüler, Georg Friedrich Schumacher, der das Christianeum von 1783 bis 1791 besuchte, schildert den Unterricht seines Latein- und Griechisch-Lehrers, des Professors der Beredsamkeit und Dichtkunst Henrici, der von 1741 bis zu seinem Tode 1794 als Lehrer und mit anderen abwechselnd als Direktor am Christianeum wirkte, folgendermaßen: „Inhalt war ihm Nebensache, Sprache alles. Homer und Horaz waren seine Lieblinge. Mein Homer und mein alter, wegen Gebrechlichkeit zusammengebundener Horaz können davon zeugen, wie er sie behandelte. Sowie im Horaz ein Wort kam, was ganz oder auch nur halb einem früher dagewesenen gleich war, so hieß es: da schreiben wir: cf. Od. 3, 1, 4 usw. Auf den Inhalt sah er nicht. Von Cicero las er die Philosophica. Aber Gott weiß, daß ich von der Philosophie wenig aus diesen Ciceronianis gelernt habe. Eine kleine Einleitung, mit etwas bon mot gewürzt, Übersetzung des Schülers, fast keine Berichtigung derselben, und dann am Schluß des Kapitels Bemerkungen über die Redensarten. Das war sein Cicero. Das Talent hatte er freilich, unser Gefühl für die Latinität zu bilden und zu schärfen, und was gut oder schlecht lateinisch gesagt war, das wußten wir einigermaßen zu beurteilen. Jede Woche diktierte er nach: Heineccii fundamenta styli Exercitationen. Diese mußten sauber auf Postpapier mit breitem Rande für seine Bemerkungen eingeliefert werden, und zwar wöchentlich. Gute Phrases wurden schon beim Diktieren mitgegeben, und uns blieb besonders die Anordnung und Stellung. Wer diese versäumte oder schlecht machte, war sein echter Jünger nicht, und er verleugnete ihn; wer sie machte und gut, war immer ein juvenis bonae spei. Als Konfekt am Schluß diktierte er immer einige Disticha, aber zerrissen, disiecta membra poetae. Diese dann wieder aneinanderzureihen, so daß die Verse erkenntlich waren, das war die Aufgabe und unsere Übung in der Poesie. Konnte jemand sogar einen eigenen Gedanken in Hexameter und Pentameter bringen, ja, der war optimae spei. Das ist das Wahre, sprach er oft, gutes Latein führt durch die ganze Welt, und wer seinen Homer und Horaz versteht, braucht für sein Fortkommen nicht besorgt zu sein.“

Zu Ehren des Christianeums sei gesagt, daß man einen energischen Versuch machte, das festgefahrene Schiff des altsprachlichen Unterrichts aus den seichten Gewässern eines erstarrten formalistischen Sprachunterrichts herauszuziehen. In der Gymnasien-Ordnung von 1773, deren kostbare von König Christian VII. unterzeichnete Urschrift erhalten geblieben ist und in der Vitrine in der Halle ausliegt, werden neue Töne angeschlagen. Ziel des Unterrichtes ist es, daß ein junger

Mensch „eine gute Bekanntschaft mit den griechischen Autoren auf die Universität mitnehmen könne. Mit der Jugend müssen die alten Schriftsteller so gelesen werden, daß sie mit dem Geist der Alten bekanntwerden, ihre edle und große Art zu denken hochachten und die vortrefflichen Muster des Denkens und der Schreibart nachahmen lerne." Der Kanon der griechischen Autoren wird erweitert. Gelesen werden in der Abschlußklasse: Thukydides, Herodot, einige Stücke aus griechischen Tragikern und der Homer. Wir vermissen als heute unentbehrlichen Autor vor allem Platon.

Von der Bedeutung des Griechischen sind die Verfasser der Gymnasienordnung fest durchdrungen. Es heißt apodiktisch: „Die griechische Sprache ist allen Gelehrten ohne Unterschied höchst nützlich und notwendig. Wenn dennoch sich unter den Studierenden einige finden, welche das Studium der griechischen Sprache für sich unnötig hielten, so muß ihnen dieses Vorurteil durch sanfte und gründliche Vorstellungen ausgeredet werden. Diejenigen, welche dadurch nicht zu gewinnen sind, sollen schlechterdings vom Genuß der Stipendii ausgeschlossen sein. Wer nicht zur Universität will, dem soll es erlaubt sein, eine Auswahl unter den Lektionen zu treffen." Leider wird die neue Ordnung nicht recht durchgeführt, da ein großer Teil der reformwilligen Lehrer aus verschiedenen Gründen die Schule verlassen, und es bleibt denn doch wieder alles beim alten.

Eine entscheidende Wandlung wird erst eine neue Zeit bringen, als J. J. Rousseau den Menschen zurück zur Natur ruft und unter dem Einfluß seiner machtvollen Kulturphilosophie in Europa ein neues Bild vom Menschen entsteht, das Sie alle als das humanistische kennen und von dem wir hier, in einem humanistischen Gymnasium, im besonderen Maße bestimmt sind. Ihnen sind die Namen derjenigen vertraut, die an dem großen Entwurf beteiligt sind: Winckelmann, Herder, die Dichter der Klassik, Wilhelm von Humboldt.

Die neue Geistesbewegung, die wir mit dem Namen Zweiter Humanismus oder Neuhumanismus bezeichnen, gerät bei ihrer Wanderung zu den Quellen erneut mit den Griechen in Berührung, nun aber in eine viel nachhaltigere und wirkungskräftigere als bei der ersten Begegnung. W. von Humboldt schreibt 1793 in einer Skizze „über das Studium des Alterthums und des griechischen insbesondere": „Die Kenntnis des Menschen sei es, welche er suche; durch das Studium der Griechen hoffe er, sie zu erlangen, denn jenes Volk sei gleichsam die exemplarische Darstellung der Idee des Menschen." Und in einer Skizze „über den Charakter der Griechen" heißt es im ersten Satz: „Die Griechen sind uns nicht bloß ein nützlich historisch zu kennendes Volk, sondern ein Ideal." In einer Briefstelle formuliert er den Vorzug der Griechen so: „Kein anderes Volk verband so viel Einfachheit und Natur mit so viel Kultur." Die griechische Welt ist für W. v. Humboldt die höchste Offenbarung des Menschen und daher schlechthin vorbildlich.

Und die griechischen Sprachstudien? Im neuen Gymnasium, für das Humboldt die Richtlinien ausarbeitet, werden die Sprachstudien nicht mehr dazu dienen, stilistische, rhetorische, moralische Schulung zu ver-

mitteln, nein sie werden selbst den Menschen bilden, mittelbar durch die Werke griechischen Geistes, die der Schüler liest, unmittelbar durch die griechische Sprache, die der Schüler lernt. Denn in der Sprache drückt sich nach der Ansicht Humboldts unmittelbar der Geist eines Volkes aus. Im Zweiten Humanismus tritt das Griechische nicht nur ebenbürtig neben das Latein – es überragt die lateinische Schwestersprache, da man im Griechischen das Sprachgefäß sieht, das den höchsten menschlichen Geist faßt.

„Bei dieser Gelegenheit läßt sich jene Betrachtung anstellen, die uns auch schon früher entgegendrang: welch eine andere wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechische Sprache lebendig geblieben wäre und sich anstatt der lateinischen verbreitet hätte ... Das Griechische ist durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geistreichen, ästhetischen Vortrag glücklicher Naturansichten viel geschickter. Die Art, durch Verba, besonders durch Infinitiven und Partizipien zu sprechen, macht jeden Ausdruck läßlich; es wird eigentlich durch das Wort nichts bestimmt, bepfählt und festgesetzt, es ist nur eine Andeutung, um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen. Die lateinische Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Substantiven entscheidend und befehlshaberisch. Der Begriff ist im Wort fertig aufgestellt, im Wort erstarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Wesen verfahren wird." Diese Betrachtung stellt Goethe in der „Geschichte der Farbenlehre" an.

Über 100 Jahre bis in unsere Zeit und bis in diese Stunde reicht die Wirkung des Humboldtschen Humanistischen Gymnasiums, die Entwicklung des Geistes fördernd und – auch hemmend. Hier seien nur die beiden Gefahren genannt, die unsere Schulform von ihrer Geburt her an sich trägt: Hochmut und Verstiegenheit des humanistischen Gymnasiums. Sie haben ihren Grund in der Idealisierung der Antike. Diese Gefahr scheint heute gebannt, seitdem die historischen Wissenschaften die Antike ihrer Vorbildlichkeit entkleidet haben und sie eingebettet im Kreis anderer gebender und nehmender Kulturen sehen. Griechische Weltbetrachtung ist für uns heute nicht mehr schlechthin vorbildlich und schon gar nicht verbindlich, aber sie hat für uns als geglückter, in sich geschlossener und unnachahmlicher Daseinsentwurf den Charakter eines Modells, der uns provoziert, den eigenen Entwurf zu wagen, den uns keine Tradition abnimmt.

Die zweite und größere Gefahr, mit der wir den Alltag der Schule bis hin zur Form der mündlichen Reifeprüfung ringen, besteht darin, daß auch der Griechisch-Unterricht des neuen Humanismus im Formalen eines Sprachunterrichtes und in einem l'art pour l'art von Übersetzungsübungen steckenbleiben kann. Diese Gefahr ist mit dem sprachphilosophischen Ansatz Humboldts gegeben, Sprache als unmittelbaren Ausdruck eines Volksgeistes zu sehen. Die Sprache kann sich dann vor das Werk stellen und verhindern, daß das verfaßte Werk, dem alle unsere Aufmerksamkeit gehören sollte, zur Sprache kommt. Hier gilt es, in Zukunft auf Abhilfe zu sinnen.

Ein kritischer Freund des humanistischen Gymnasiums, der Gräzist und Literaturwissenschaftler Wolfgang Schadewaldt sagt unmißverständlich, was allein er als einen geglückten Latein- und Griechischunterricht ansehen kann: „Soll er sein Ziel, als Unterricht in der Sprache humanistischer, und das heißt bildender Unterricht zu sein, nicht verfehlen, und nicht im nur Formalen, Vorläufigen steckenbleiben, so muß er vor allem auf der Oberstufe den jungen Menschen unserer Zeit dahin führen, daß ihm nun mit Hilfe all dessen, was er bis dahin nur Sprachliches lernen konnte, der Blick auf die großen Sachen und Realitäten der Welt und des Lebens freigegeben wird, wie die Römer und die Griechen diese Weltrealitäten in größter und entschiedenster Unmittelbarkeit und Wahrheit in ihrem hart und dicht gelebten Leben an sich selbst erfahren und in ihren Schriften ausgesagt haben. Das Innewerden dieser großen Realitäten ist das, worum es bei jedem Umgang mit den antiken Sprachen und Kulturen eigentlich geht. Um dieser Realitäten willen, die man so gesammelt, so dicht und so einfach vorzugsweise an den Literaturen der Griechen und Römer erfahren kann, ist es ja eben, weswegen wir unserer heutigen Jugend zumuten, daß sie sich durch Jahre hindurch mit den Sprachen dieser beiden Grundvölker unserer europäischen Kultur beschäftigt, und um derentwillen das Erlernen der beiden antiken Sprachen einen für das Leben bildenden, höchst aktuellen Wert besitzt."

Schadewaldts Aussage drängt uns zu der Frage: Haben unsere Abiturienten einen im Sinne dieser Aussage geglückten Unterricht gehabt? Haben in diesem Unterricht die „großen Realitäten und Sachen" gestanden? Alle drei Klassen haben je am Tag ihres mündlichen Abiturs im Klassengespräch einen griechischen Text zu übersetzen und auszulegen als ihre letzte gemeinsame Aufgabe erhalten. Die eine Klasse hatte den Anfang des 7. Briefes Platons zu lesen und mit Platon nach den Grundlagen einer richtigen Staatsführung gefragt. Der zweiten Klasse wurde der Text des Eides der griechischen Ärzte, des sog. Eides des Hippokrates, vorgelegt. Es ging um die Stellung des Arztes zu seinem Patienten und um die Frage: Darf ein Arzt Leben vernichten? Im dritten Klassengespräch, das der Mathematiker und Gräzist gemeinsam leiteten, wurde ein modernes Axiomensystem, das im Unterricht behandelt worden war, mit dem Axiomensystem des Euklid, dem ersten Axiomensystem überhaupt, verglichen. Es wurde deutlich, daß die moderne Auffassung vom Wesen der Axiomatik in der Auseinandersetzung mit dem Werk Euklids entwickelt wurde. Eine Stelle aus dem Proklos-Kommentar zum 1. Buch des Euklid wurde im Originaltext gelesen, damit die Schüler die wichtigsten Begriffe wie Definition, Postulat und Axiom kennenlernten. Es wurde herausgearbeitet, wieweit die ursprüngliche Bedeutung den heutigen Vorstellungen noch entspricht.

Meine Damen und Herren, die Themenstellung der drei Klassengespräche dieses Abiturs mit ihrer aktuellen Konfrontation zwischen Antike und Moderne auf dem Felde der Staatswissenschaft, der ärztlichen Ethik und der mathematischen Axiomatik scheint mir die Frage, die Prof. Schadewaldt nach Gelingen und Verfehlen des Griechisch-

Unterrichts stellte, schlicht und einfach positiv beantwortet zu haben. Daß auch Ihr, liebe Abiturienten, diese Frage für Euch positiv beantworten könnt, daß Ihr das Christianeum besucht habt, weil es hier den Griechisch-Unterricht gab, und nicht obwohl es ihn gab, das wünsche ich sehr und schließlich, daß Ihr auch in Zukunft nicht aufhören werdet, im Bunde mit den Musen und Chariten zu bleiben. Mir aber wird es die Festversammlung nicht verargen, wenn ich mit dem Wunsche schließe, daß die Musen im Christianeum auch weiterhin griechisch sprechen dürfen.

Abschiedsgruß des Oberpräfekten Ulrich Paschen

Meine bewunderten Herren Abiturienten!

Ich muß die Abiturienten an den Anfang stellen, weil ihnen unsere ganze Verehrung am heutigen Tage gehört. Denn sehen wir uns doch einmal um: In welchem Lebensalter ist der Mensch klüger, vielseitiger, universeller, als am Tage seines Abiturs? Wann ist er vollgepackter, aufgefüllter und vitaler als an dem Tage, da er seine Reife unter Beweis gestellt hat? Man bekommt von ihm über die Tetraden des Thrasyll genauso gute Belehrung wie über überkritische Massen. Er kann wie aus dem efef uns Ungebildeten die Substitution als eine Abbildung einer endlichen Menge auf sich selbst erklären und zusammenfassend über die Bedeutung des endoplasmatischen Reticulums referieren. Ja, er weiß sogar, daß er nichts weiß.

Doch leider dauert dieser Zustand der geballten Bildung nicht lange an. Bald spezialisiert er sich auf irgendeinem Gebiet, und sofort verliert er den unter Schweiß, Blut und Tränen erworbenen universellen Geist. Darum sind eigentlich nur unsere Abiturienten die wirklich Gebildeten. Sie sind es, die die Elite unseres Volkes ausmachen. Und diese Elite ist es, die wir heute unter uns haben. Sie verdienen unsere ganze Bewunderung. Die strahlenden Höhen des geistigen Olymps liegen am Tage des Abiturs, alles andere ist Aufstieg und Abstieg. Schon als Sextaner bewunderte ich jene großen Männer mit den ernsten Gesichtern, die nur selten lächeln und dann nur gutmütig. Wenn man nicht täglichen Umgang mit Ihnen hätte, so könnte man seinen ganzen Mut verlieren, auch einmal jene Höhen zu erklimmen, auch einmal jenen Kulminationspunkt der Wissenskonzentration zu erreichen.

Und nun wollen wir euch, liebe Abiturienten, als Prellbock gegen die reißende Flut des Bildungsnotstands in die wild stürmende Welt schicken. Ihr sollt euch in eurer schimmernden Wehr, die ihr euch hier geschmiedet habt, dem reißenden Wolf der Unwissenheit entgegenwerfen. Das ist eure große Aufgabe. Deswegen muß jede Reserve mobilisiert werden, und wir fiebern darauf, euch zur Seite zu treten.

Einige von euch haben sich schon hier bei uns in der geistigen und politischen Führung die ersten Sporen verdient. Es bleibt nur zu hoffen, daß diese Fähigkeiten nun erst recht voll zum Tragen kommen.

Und ich bin gespannt darauf, ob ihr diese Herculesarbeit übernehmen wollt oder sie für uns liegen bleibt, bis wir so weit sind. Ich wünsche euch, daß es euch gelingen möge, das Rad nach eurem Willen zu drehen.

Dankesworte des Abiturienten Heinz-Volkert Petersen an die Schule

Es ist immer eine schwierige Aufgabe, als Vertreter der Abiturienten hier oben vor Eltern und Lehrern die rechten und wirklich passenden Worte des Dankes zu finden, der Ihnen auf jeden Fall gebührt; dessen sind wir uns bewußt. Lassen Sie mich Ihnen diesen Dank auf eine, auf den ersten Blick vielleicht überraschende und nicht so direkt auf Elternhaus und Schule bezogene Art und Weise abstatten.

Die Zeit nach dem Abitur hat doch für jeden von uns etwas Unwirkliches an sich. Man braucht einige Zeit, um begreifen zu können, daß man es nach 13 oder mehr Jahren geschafft hat. Gleich werden wir unsere Abiturzeugnisse in Empfang nehmen können, und dann werden wohl die meisten von uns die Schule, das Elternhaus, abgesehen von den Semesterferien, für immer verlassen.

Wie fühlen wir uns jetzt, was sind wir eigentlich? – „Glückliche Abiturienten?" – So stand es wenigstens in den Zeitungen. – Nun ja, wenn es eine „Glücksfamilie des Monats" gibt, warum sollte es nicht auch „glückliche Abiturienten" geben? Man könnte es dabei bewenden lassen, wenn wir nicht gerade Abitur gemacht hätten, denn dann erwartet man einiges von uns nach den Worten eines meiner Vorgänger, er meinte nämlich: Nie wurde uns eine fertige Lösung präsentiert, sondern stets mußten wir selbst zu einem Entschluß kommen, uns zu einer eigenen Meinung durcharbeiten, ohne uns nach schablonenhaften Vorbildern richten zu müssen.

Deshalb müssen wir uns also sofort die Frage vorlegen, warum sind wir „glückliche Abiturienten", oder ist dies nur eine Schablone, die das Druckbild verbessert? Sind wir vielleicht deswegen „glückliche Abiturienten", weil die Bemessung unserer eigenen Ansprüche hinter einem diesfalls herabgelangten höheren Entscheid so weit zurückgeblieben ist, daß dann naturgemäß ein erheblicher Übergenuß eintrat? Man könnte über diesen Ausspruch und darüber, was das Wesen des Glücks ausmacht, stundenlang philosophieren, ohne zu einem Ende zu gelangen. Fürchten Sie das nicht! Ich weiß nicht, ob ich zum Philosophen tauge, auch scheint mir hier nicht der rechte Ort zu sein.

Lassen Sie mich vielmehr von dem Gebrauch machen, was uns die Schule als das wichtigste, meiner Meinung nach, mitgeben konnte, nämlich ein Problem auch von einer anderen Seite zu beleuchten, mit einer anderen Fragestellung an ein Problem heranzugehen. Lassen Sie mich deswegen nicht mehr die Frage weiterverfolgen, warum sind wir „glückliche Abiturienten", sondern, haben wir heutigen Abiturienten vielleicht einen Grund glücklich zu sein.

Ich glaube wir heutigen Abiturienten haben deswegen Veranlassung glücklich zu sein, weil wir unser Abitur in einem Staat machen konn-

ten, der eine freiheitliche und demokratische Ordnung zu verwirklichen sucht und in dem wir in diesem Geist erzogen worden sind. Wir können jetzt jeden Beruf, soweit er unseren Fähigkeiten entspricht, ergreifen. Der Staat schreibt uns nicht vor, ob wir studieren dürfen oder nicht. Wir brauchen auch nicht für „Kaiser und Vaterland" oder „Führer und Reich" in den Krieg zu ziehen oder ebenso sinnlos für den Sieg des Kommunismus zu kämpfen. Selbstverständlich – ich hoffe, daß es selbstverständlich ist – würden wir dies, so wie wir heute hier sitzen, nicht tun. Aber können wir so sicher sein, daß wir nach entsprechender Erziehung nicht doch mit stählernem Heldenblick Führer und Reich Treue bis in den Tod gelobt hätten? Ich wage dies zu bezweifeln.

Man mag nun einwenden, das sei ja alles richtig, aber . . . und dann folgt ein langer Katalog der Fehler und Schwächen der Demokratie. Dieser Einwand ist selbstverständlich berechtigt, aber, um das berühmte Wort zu zitieren, die Demokratie ist die schlechteste Staatsform, ich kenne nur keine bessere, es wäre absurd, die Demokratie als das allein Seligmachende hinzustellen, sie ist naturgemäß mit den Fehlern und Schwächen der Menschen behaftet, aber, und hier liegt ihr unschätzbarer Vorteil vor allen anderen Staatsformen, in ihr werden diese . . . Fehler und Schwächen offen diskutiert, und man bemüht sich, diese Fehler mit mehr oder minder großem Erfolg zu beseitigen. Deswegen ist es sinnvoller, nicht auf die Demokratie zu schimpfen und das angeblich schmutzige Geschäft der Politik den wirklich schmutzigen Charakteren zu überlassen, sondern es ist sinnvoller, selbst die Demokratie mit Leben zu erfüllen, da sie allein die Möglichkeit dazu bietet. Die Demokratie ist immer nur so gut, wie die Menschen, die sie tragen. Also sollten wir uns mit ihr identifizieren. Tun wir das, dann können wir mit Recht „Glückliche Abiturienten" sein.

Jubiläumsabiturient Peter Prien

Zu allererst möchten meine Mitschüler und ich Ihnen von Herzen gratulieren zu Ihrem bestandenen Abitur. Wenn ich heute hier gehört habe, welches geballte Bildungspotential in Ihrer Brust auf Freilassung wartet, dann hätte ich auch heute noch nachträglich Angst, eine offensichtlich so schwierige Prüfung zu bestehen. Aber nicht Ihnen allein gilt mein Glückwunsch – so herzlich er auch ist –, sondern in allererster Linie Ihren Eltern; denn aus eigener Erfahrung weiß ich, daß im Gegensatz zu den Abiturienten die größere Nervenanspannung, die größere Angst und auch die größere befreiende Freude bei den Eltern ist, welche zu Hause auf die Prüfung warten, ohne selbst Teil zu haben. Seien Sie bitte lieb zu Ihren Eltern, denn die haben es bestimmt verdient!

Wenn ich so an die alte Zeit zurückdenke, in der wir weiland das Christianeum in der Hohen Schulstraße in Altona besuchten, dann kommen bunt durcheinander Bruchstücke der Erinnerung zurück, z. B.

an den Schulkarzer, den es damals noch gab, die Sandbomben, die so wunderbar schmutzig und dreckig in hohem Bogen in Butterbrotpapier eingehüllt in die Nähe der aufsichtführenden Lehrer geworfen wurden (welches Entsetzen, als die gleichen Bomben nach dem Umzug in das neue Gebäude in Othmarschen keine Wirkung mehr zeigten, da der Sand dort fast chemisch rein war), an die Turnstunden mit dem Lehrer in Hosenträger und Weste, an die sog. Leichtathletik, bei der wir – die wir den Ball weiter als 30 Meter weit warfen – vom Schlagballwerfen ausgeschlossen wurden, weil die Diagonale des Schulhofes eine größere Wurfweite nicht zuließ. Man bekam eben seine 2 in Leichtathletik und durfte nicht werfen. Dann die schöne Zeit des Umzugs nach Othmarschen und die Vorfreude auf die neue Schule und auf die mit dem Umzug verbundenen freien Schultage, das unvergeßliche Einweihungsfest in Othmarschen im neuen Gebäude, verbunden mit der Zweihundert-Jahrfeier unserer Schule. Dann Erinnerungen an Ängste vor dem Abitur und Erinnerungen an das Abitur, Erinnerungen an viele Freunde, die heute nicht mehr unter uns sind. Die Schule und die Schüler stehen heute an einer ähnlichen Schwelle, welche vor uns lag, als wir unsere alte Schule räumten, um eine neue zu beziehen. Und Sie, liebe Abiturienten, stehen in der gleichen Lage, in der wir standen. Wenn Sie allerdings glauben, daß nunmehr die Schule, die Schulzeit mit all ihren Leiden und Freuden, hinter Ihnen liegen, so muß ich Ihnen leider sagen, weit gefehlt. Die Schule – das können Sie mir glauben – währet ewig. Sie beginnt bei den Eltern im Elternhaus, bei denen jeder Fehler, den Sie machen, mit Liebe zugedeckt und beseitigt wird; sie setzt sich fort in der Schule, wo die Fehler, die Sie machen, von den Lehrern korrigiert werden, oder zumindest fast immer korrigiert werden, und wo Ihnen von den Lehrern das Rüstzeug gegeben wird, im weiteren Leben Ihren Mann zu stehen. Und nach der Schule beginnt das Leben, das normale, freie oder auch beengte Leben; und dieses Leben ist viel härter als die Schulzeit oder das Elternhaus; denn in diesem Leben werden Fehler, die Sie begehen, fast nie korrigiert von Freunden oder Verwandten, sondern hier kreidet Ihnen das Leben selbst Ihre Fehler an, und Sie werden diese zu tragen und auch zu korrigieren haben.

Wenn Sie jetzt hinausgehen in Ihren gewählten Beruf, so werden Sie feststellen, daß vieles, wenn nicht fast alles ganz anders aussieht, als aus der Perspektive des Schülers. Aber auch wenn Sie 80 oder 90 Prozent des jetzt Gelernten nie wieder brauchen in direkter Anwendung, so war es trotzdem nötig, es Ihnen zu geben; denn mit diesem Wissen haben Sie das Handwerkszeug erhalten, zusammen mit Ihren Geistesgaben und Ihrer Intelligenz Situationen des täglichen Lebens zu meistern, die keine Schule und niemand Ihnen vorher schildern kann. Und wenn eines Tages Ihr eigener Sohn auf dem Christianeum die Schulbank drückt, dann wünsche ich Ihnen, daß Sie das gleiche freudige Erschrecken empfinden, welches ich empfand, als mein Sohn bei lateinischen Schularbeiten mich beinahe gönnerhaft ansah, als ich per Zufall – oder nicht – das richtige Verb fand und die richtige Ausdrucksform, wobei ich seinen Gedanken entnehmen konnte – das Schulgeld, welches

meine Großeltern in seine Ausbildung gesteckt haben, war anscheinend doch nicht ganz vergeblich –. Liebe Abiturienten, das sind dann Sternstunden der Menschheit, die man als Vater empfindet.

Sie haben das geistige Rüstzeug jetzt erhalten, um Ihre Schritte in die Zukunft zu lenken. Was Sie brauchen für diese Zukunft ist bei allem ausgeprägten Individualismus ein starkes Gefühl für das Gemeinsame, dann brauchen Sie eine richtige und bescheidene Selbsteinschätzung Ihrer Fähigkeiten, Sie brauchen Toleranz nach allen Seiten, und Sie brauchen „good will". Vor allem aber brauchen Sie eines im Leben, und das ist viel Glück.
Und das wünsche ich Ihnen von Herzen.

Die Axiome des Euklid und ein modernes Axiomensystem

(Das Klassengespräch der 13a im Rahmen der Reifeprüfung 1966)

Im Klassengespräch der mündlichen Reifeprüfung hatten die Schüler ein im Unterricht behandeltes modernes Axiomensystem mit den Axiomen des Euklid zu vergleichen. Sie lasen eine Stelle aus dem Kommentar von Proklos zum 1. Buch des Euklid im Originaltext, um die wichtigsten Begriffe wie Definition, Postulat und Axiom in ihrer ursprünglichen Bedeutung kennenzulernen. Sie arbeiteten heraus, wie weit diese den heutigen Vorstellungen noch entspricht.

Das Klassengespräch ging von dem Wort Geometrie (ge-Erde, metrein-messen, also geometria „Erdvermessung") aus. Der Ursprung dieses Wortes weist darauf hin, daß die ersten geometrischen „Sätze" durch Erfahrung gewonnen wurden. Die Geometrie war also ursprünglich eine Naturwissenschaft. Die Griechen erkannten aber bald, daß eine gezeichnete Linie, ein gezeichneter Punkt, eine glatte Oberfläche nur Veranschaulichungen der Begriffe Gerade, Punkt, Ebene sind. Punkt, Gerade, Ebene existieren nur in unserem Denken. Damit war der erste große Schritt zur Abstraktion getan. An dieser Stelle des Klassengespräches wurde Bezug genommen auf eine Stelle des „Liniengleichnisses" in Platons Staat, das den Schülern aus dem Griechischunterricht bekannt war: „Denn das Quadrat an sich ist es und die Diagonale an sich, um deretwillen sie ihre Erörterungen anstellen, nicht aber dasjenige, welches sie durch Zeichnung entwerfen, und so auch in den weiteren Fällen, eben die Figuren selbst, die sie bildend oder zeichnend herstellen, von denen es auch wieder Schatten und Bilder im Wasser gibt, dienen ihnen als Bilder, mit deren Hilfe sie eben das zu erkennen suchen, was niemand auf andere Weise erkennen kann als durch den denkenden Verstand." (Platon, Der Staat, 510 D 7 – 511 A 1, Übersetzung von Otto Apelt, 1944, S. 267).

Die Griechen erhoben die Geometrie zu einer theoretischen Wissenschaft. An einem Beispiel wurde den Schülern klargemacht, welche Fol-

gerungen aus diesem Schritt gezogen werden müssen. Der Satz des Pythagoras „Im rechtwinkligen Dreieck ist die Summe der Kathetenquadrate gleich dem Hypotenusenquadrat" war den Schülern bekannt. Will man diese Aussage als „Satz" im mathematischen Sinne anerkennen, so muß man wissen, ob er wahr oder falsch ist. Die Richtigkeit der Aussage ließe sich an fünf oder zehn beliebigen rechtwinkligen Dreiecken prüfen. Diese Methode ist erlaubt, wenn die Geometrie als Naturwissenschaft verstanden wird. Die geometrischen „Sätze" sind dann Gesetze, die aus der Erfahrung gewonnen werden und deren Gültigkeit man experimentell nachprüfen kann. Hat man aber die Geometrie zu einer theoretischen Wissenschaft erhoben, so muß der Satz des Pythagoras bewiesen werden. Die Schüler bewiesen ihn, indem sie ihn auf den Kongruenzsatz SWS und den Satz über die Winkelsumme im Dreieck zurückführten. – Man kann nun sofort weiterfragen, wie diese Sätze ihrerseits zu beweisen sind. Auch sie müssen wieder auf andere Sätze zurückgeführt werden. Es ist klar, daß dieser Prozeß nicht ad infinitum fortgesetzt werden kann, sondern irgendwann abgebrochen werden muß. Ähnlich verhält es sich mit den benutzten Begriffen. Ein neuer Begriff läßt sich nur durch schon vorher definierte Begriffe erklären. Will man also die Geometrie als theoretische Wissenschaft verstehen, so müssen am Anfang Grundsätze (Axiome) stehen, die nicht bewiesen werden, und Grundbegriffe, die nicht definiert werden. Auch diesen großen Schritt haben die Griechen getan, und der sichtbare Abschluß dieser Entwicklung sind die Elemente des Euklid.

Bevor nun im Gespräch einige Axiome und Definitionen Euklids mit den vorher im Unterricht behandelten Axiomen der ebenen Inzidenzgeometrie verglichen wurden, übersetzten die Schüler eine Stelle aus dem Kommentar des bedeutenden Neuplatonikers Proklos (ca. 410–485) zum ersten Buch der „Elemente" (Stoicheia) des Euklid.

Gegen Ende des 2. Teils des „Prologs" stellt Proklos heraus, daß in der Geometrie „die allgemeinen Prinzipien" (αἱ κοιναὶ ἀρχαί) streng von „den Folgerungen aus den Prinzipien" (τὰ ἑπόμενα ταῖς ἀρχαῖς) zu scheiden seien (S. 75/76 in der Ausgabe von Friedlein), und fährt fort (S. 76, 4–15):

„Dann teilt er (näml. Euklid) auch die allgemeinen Prinzipien ihrerseits ein in die Definitionen (ὑποθέσεις), die Postulate (αἰτήματα) und die Axiome (ἀξιώματα). Es unterscheidet sich nämlich das alles voneinander, und ein Axiom, ein Postulat und eine Definition sind nicht dasselbe, sondern wenn dasjenige, dem der Rang eines Prinzips zuerkannt wird, sowohl dem Lernenden verständlich als auch an sich überzeugend ist, ist das ein Axiom, wie z. B. der Satz, daß die ein und demselben gleichenden Größen auch einander gleich sind; wenn aber der Hörer die Behauptung nicht als an sich überzeugend ansieht, sie aber dennoch aufgestellt wird und er mit der Aufstellung einverstanden ist, ist das eine Definition . . ." (Klein)

Axiomensystem der affinen Inzidenzgeometrie

Gegeben seien zwei nicht leere Mengen $\mathfrak{A}$ und $\mathfrak{B}$. Die Elemente der Menge $\mathfrak{A}$ heißen „Punkte" und werden bezeichnet durch die großen Buchstaben A, B, C, ... Die Elemente der Menge $\mathfrak{B}$ heißen „Geraden" und werden bezeichnet durch die kleinen Buchstaben a, b, c ...

Zwischen den Elementen der Mengen soll eine Relation, die Inzidenz (bezeichnet durch „I", Verneinung „$\not$I") erklärt sein. Die Mengen $\mathfrak{A}$ und $\mathfrak{B}$ bilden eine affine Inzidenzebene, wenn folgende Axiome gelten:

Axiom I_1: Wenn $P \neq Q$, dann gibt es ein g mit PIg und QIg.

I_2: Wenn $P \neq Q$, PIg, QIg, PIh und QIh, dann ist $g = h$.

Axiom II_1: Wenn Q$\not$Ig, dann gibt es ein h mit QIh, und es gibt kein P mit PIg und PIh.

II_2: Wenn Q$\not$Ig, QIf, QIh und wenn es kein P gibt mit PIf, PIg, und wenn es kein P gibt mit PIg, PIh, dann ist $f = h$.

Axiom III : Es gibt P, Q, R mit $P \neq Q$, $Q \neq R$, $P \neq R$, so daß es kein g gibt mit PIg, QIg, RIg.

(Pickert: Ebene Inzidenzgeometrie, Otto Salle Verlag. Die stilistischen Umständlichkeiten werden im Interesse größerer logischer Klarheit in Kauf genommen)

Euklid

Definitionen

1. Ein Punkt ist, was keine Teile hat.
2. Eine Linie ist Länge ohne Breite.

.

.

23 Parallel sind gerade Linien, die in derselben Ebene liegen und dabei, wenn man sie nach beiden Seiten ins Unendliche verlängert, auf keiner einander treffen.

Postulate: Gefordert sein soll:

1) Daß man von jedem Punkt nach jedem Punkt die Strecke (eine gerade Linie) ziehen kann.

.

.

5) Und daß, wenn eine gerade Linie beim Schnitt mit zwei geraden Linien bewirkt, daß innen auf derselben Seite entstehende Winkel zusammen kleiner als zwei Rechte werden, dann die zwei geraden Linien bei Verlängerung ins Unendliche sich treffen auf der Seite, auf der die Winkel liegen, die zusammen kleiner als zwei Rechte sind. (Parallelenpostulat)

Axiome:

1. Was demselben gleich ist, ist auch einander gleich.
2. Wenn Gleichem Gleiches hinzugefügt wird, sind die Ganzen gleich.
3. Wenn von Gleichem Gleiches weggenommen wird, sind die Reste gleich.

.

.

(Übersetzung von Clemens Thaer, Akademische Verlagsgesellschaft)

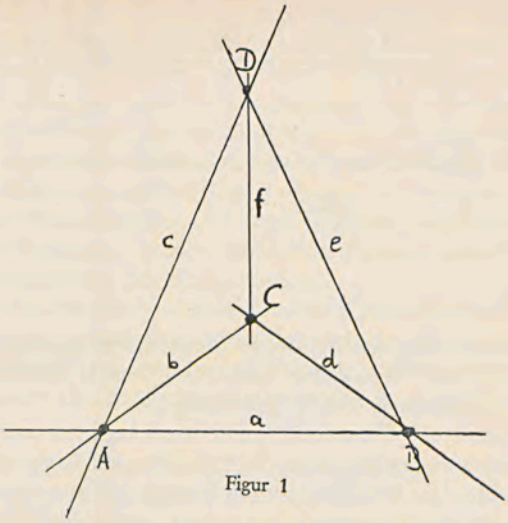
Beim Vergleich stellten die Schüler fest, daß im Axiomensystem der affinen Inzidenzgeometrie die Begriffe Punkt und Gerade gar nicht definiert werden. Es heißt lediglich, daß gewisse Elemente einer Menge als „Punkte", die Elemente einer anderen Menge als „Geraden" bezeichnet werden. Außerdem soll eine Beziehung zwischen den Elementen dieser beiden Mengen erklärt sein, die mit „Inzidenz" bezeichnet wird. Es wird offen gelassen, was wir uns unter Punkt, Gerade und Inzidenz vorzustellen haben.

Euklid versucht zu sagen, was ein Punkt ist. Er setzt voraus, daß jeder die Bedeutung der Redewendung „was keine Teile hat" versteht. Von den Axiomen sagt Proklos, daß sie „an sich überzeugend" (an sich evident) sind. Die Gültigkeit dieser Sätze sieht der Lernende unmittelbar ein. Die Axiome der affinen Inzidenzgeometrie können von uns weder als wahr anerkannt noch als falsch verworfen werden, da wir noch gar nicht wissen, was wir uns unter „Punkt", „Gerade" und „Inzidenz" vorzustellen haben. Die hier angegebenen Axiome sind keine Aussagen, sondern nur Aussageformen, und die Grundbegriffe sind Variable. Die Axiome werden erst zu Aussagen, die wahr oder falsch sein können, wenn wir die in den Axiomen auftretenden Variablen oder Grundbegriffe deuten. Gehen bei einer Deutung alle Axiome in wahre Aussagen über, so heißt die Deutung ein „Modell". Als Beispiel sei hier ein geometrisches Modell der affinen Inzidenzgeometrie gegeben.

Die Menge $\mathfrak{A}$ bestehe aus den vier Punkten A, B, C, D. Die Menge $\mathfrak{B}$ aus den sechs Geraden a, b, c, d, e, f, die durch diese Punkte (euklidisch) festgelegt werden. „A inzidiert mit b", bedeutet jetzt: „Der Punkt A liegt auf der Geraden b". Man deutete nun dieses Modell als räumliches Tetraeder mit der Grundfläche ABC und der Spitze in D (s.Figur 1).

Das Axiom I_1 besagt in diesem Modell nun, daß es zu zwei verschiedenen Punkten immer eine Gerade gibt, so daß diese beiden Punkte auf dieser Geraden liegen. A und D sind zwei verschiedene Punkte, und es gibt in der Tat eine Gerade, nämlich c, die mit A und D inzidiert (d. h. mit der Eigenschaft, daß A und D auf c liegen). Dies läßt sich ebenso leicht für die anderen Punktepaare nachweisen. Die Richtigkeit der anderen Axiome möge der Leser nachprüfen.

In einem anderen Modell sei $\mathfrak{A}$ die Menge mit den Elementen 2, 3, 5, 7 und $\mathfrak{B}$ die Menge mit den Elementen 6, 10, 14, 15, 21, 35. Unter Punkte und Geraden wollen wir uns bei dieser Deutung also die angegebenen Zahlen vorstellen. Die Relation „Inzidenz" soll jetzt als Teilbarkeit gedeutet werden. Axiom I_1 ist nun so zu verstehen, daß es zu zwei verschiedenen Elementen aus der Menge $\mathfrak{A}$ immer eine Zahl aus $\mathfrak{B}$ gibt, so daß die beiden Zahlen aus $\mathfrak{A}$ die Zahl aus der Menge $\mathfrak{B}$ teilen. Zum Beispiel gibt es zu den Zahlen 2 und 7 aus der Menge $\mathfrak{A}$ eine Zahl aus $\mathfrak{B}$, nämlich 14, so daß 2 und 7 die Zahl 14 teilen. Weiter gilt: 2 und 3 teilen 6, 2 und 5 teilen 10, 3 und 5 teilen 15, 3 und 7 teilen 21, 5 und 7 teilen 35. Das Axiom I_1 wird also durch diese Deutung erfüllt, d. h.



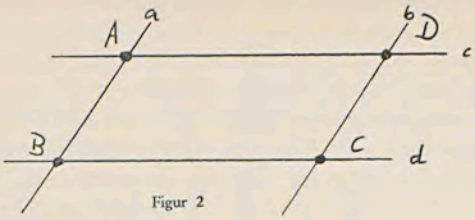
Figur 1

in eine wahre Aussage überführt. Die Gültigkeit der anderen Axiome kann man entsprechend nachweisen.

Im Gespräch wurde dann weiter herausgearbeitet, daß in der Auswahl der Sätze, die man an den Anfang stellt, eine gewisse Willkür liegt. Von einem modernen Axiomensystem verlangt man, daß die Axiome widerspruchsfrei und möglichst noch unabhängig und vollständig sind. Ein Axiomensystem ist widerspruchsfrei, wenn es nicht möglich ist, durch logische Schlüsse aus den Axiomen eine Aussage abzuleiten, die den Axiomen oder anderen bereits abgeleiteten Aussagen widerspricht. Die (semantische) Widerspruchsfreiheit ist gewährleistet, wenn das Axiomensystem wenigstens ein Modell besitzt. Absolute Vollständigkeit liegt vor, wenn jede Aussage, die lediglich mit den Grundbegriffen des Axiomensystems und den logischen Regeln gebildet wird, entweder aus den Axiomen abgeleitet werden kann oder ihnen widerspricht.

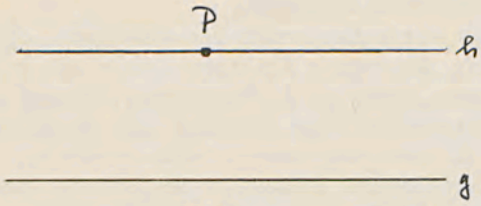
Unabhängigkeit liegt vor, wenn kein Axiom bereits aus den anderen gefolgert werden kann. Es wurde gezeigt, wie man die Unabhängigkeit des Axioms I_1 beweisen kann. Es sei folgende Deutung gegeben: Die Elemente der Menge $\mathfrak{A}$ seien die vier Punkte A, B, C, D, und die Elemente der Menge $\mathfrak{B}$ seien die Geraden a, b, c, d, (siehe Figur 2). Das Wort inzidieren soll wieder „liegt auf" bedeuten.

Die Schüler zeigten dann, daß die angegebene Deutung folgende Eigenschaft besitzt: Alle Axiome von I_2 bis III sind erfüllt, nur Axiom I_1 ist nicht erfüllt; denn es gibt keine Gerade, so daß A und B auf dieser Geraden liegen. Wäre nun Axiom I_1 aus den Axiomen I_2 bis III ableitbar, dann müßte I_1 immer erfüllt sein, wenn nur I_2 bis III erfüllt



Figur 2

wären. Es könnte also unmöglich ein Modell, wie das oben erwähnte, geben, indem I_2 bis III und die Verneinung von I_1 erfüllt sind. I_1 ist also von den Axiomen I_2 bis III unabhängig.
In der Geschichte der Geometrie spielte die Frage, ob das Parallelenaxiom von den anderen Axiomen des Euklid unabhängig sei oder nicht eine große Rolle. Das Parallelenaxiom besagt, daß es zu einer Geraden g durch einen Punkt P, der nicht auf g liegt, genau eine Gerade h gibt, die g nicht schneidet (siehe Figur 3). (In dieser Fassung wird heute das Parallelenaxiom meistens gegeben.)



Figur 3

Da man die Umkehrung dieses Satzes aus den anderen Axiomen beweisen konnte, glaubten viele Mathematiker, daß auch das Axiom selbst beweisbar sein müsse. Erst Gauss, Lobatschewskiy und Bolyai wiesen unabhängig voneinander nach, daß das Parallelenaxiom nicht bereits aus den anderen euklidischen Axiomen folgt. Sie konnten Modelle angeben, in denen alle Axiome des Euklid erfüllt waren, das Parallelenaxiom aber nicht. Sie schufen damit nicht-euklidische Geometrien. Heute können wir sagen, daß „die Einsteinsche Relativitätstheorie nichts anderes ist als eine vierdimensionale Nichteuklidische Geometrie". (Hauser: Geometrie und Philosophie) Die Methoden der heutigen Axiomatik wurden von Hilbert in seinem Werk „Grundlagen der Geometrie" geschaffen. So entwickelte sich in der Auseinandersetzung mit dem Werke Euklids die moderne Auffassung von Wesen der Axiomatik.

Den Schülern wurde bei dem Vergleich der beiden Axiomensysteme klar, welche Bereicherung die Mathematik durch die moderne Grundlagenforschung erfahren hat. Die Mathematik dringt heute als ordnendes Prinzip in immer weitere Wissensgebiete ein. Es gibt bereits Bereiche der Wirklichkeit, die nur noch mit Hilfe der Mathematik widerspruchsfrei dargestellt werden können. „Die Ablehnung der abstrakten Axiomatik wäre vergleichbar dem Verlangen, daß man in der heutigen industriellen Fertigung den Gebrauch moderner Maschinen verbieten und nur die Werkzeuge unserer Vorfahren zulassen solle." (E. Sperner: Moderne Denkweisen der Mathematik.)

In dem die Schulzeit abschließenden Klassengespräch sollten die Abiturienten noch einmal erleben, daß sich die verschiedenen Fächer durchdringen und ergänzen und daß die gründliche Beschäftigung mit den Werken der Griechen nicht etwa nur eine Angelegenheit der Philologen ist.

Diekmann

Echte und unechte Schulreform

Vortrag, gehalten vor dem Rotary-Club Hamburg-Altona am 22. Juli 1966

Das Thema ist in seiner Formulierung sehr angreifbar. Schon das ominöse Wortpaar echt/unecht ist in der Verbindung mit dem Substantiv „Schulreform" stark verdächtig. Ist es in der Verbindung mit der köstlichen Substanz „Kaviar" eindeutig, so dürfen Sie bei Ausführungen über „echte und unechte Schulreform" mit Recht vermuten, daß hier von mir sehr subjektive Wertungen vorgenommen werden und daß es sich in dem, was nun gesagt wird, nicht um ein Grundsatzreferat handelt, sondern um die Ferienplauderei eines Schulmannes.

Auch das Wort Schulreform ist eine contradictio in adiecto. Denn wie bei der Kirche, die von ihrem Wesen her immer in Reform begriffen ist — ecclesia semper reformanda — so gilt auch für die Schule: schola semper reformanda! Schulen sind chronisch im Zustand der Reform: sie sind nicht, sie werden. Und wenn Sie, liebe Freunde, nach 10 oder 20 oder 25 Jahren etwa bei einem offenen Unterrichtstag in die Schule kommen und Sie treffen Ihren alten Lehrer noch immer bei den alten Unterrichtsmethoden und den alten Schnäcken an, so müssen Sie im nachhinein die traurige Erkenntnis gewinnen, daß Sie nicht eine Schule, die den Namen verdient, besucht haben, sondern eine Penne.

Nun es gibt natürlich den Wein und die Schläuche, und wenn auch eigentlich der Wein der Lehre und der Erziehung sich jeweils im Akt des Vollzuges seinen Schlauch zu bilden hat und es in gewissem Maß auch tut, so gibt es doch die Verkrustungen — die alten und die neuen Schläuche; und so gibt es Schule in Form und Reform.

Sie, meine Freunde, denken bei dem Wort Schulreform an die große deutsche Schulreform der zwanziger Jahre. Entstanden ist sie aber nicht erst in dieser Zeit, sondern kurz nach der Jahrhundertwende (im Jahrhundert des Kindes ...) zusammen mit den großen Bewegungen in der Kunst, zusammen mit der Jugendbewegung, der Arbeiterbewegung, der Frauenbewegung. Gekennzeichnet ist sie „durch den Kampf gegen den Überdruck der Bildungsmaterie, gegen einen stofflich verstandenen Universalismus, gegen den seelenlosen Betrieb der Lernschule". Sie führt den Kampf für eine persönliche Bildung, unterstützt von der Jugendpsychologie und die Schlagworte ihrer Methode heißen: „Anschaulichkeit, Lebensnähe, Selbsttätigkeit!"

Nahezu unser ganzes Erziehungswesen wird damals in neue Form gebracht, in die Form, in der wir heute unsere Schule vor Augen haben. Es entstehen: die allgemeine Grundschule, die zum ersten Mal die Standesgrenzen bricht und alle Kinder des Volkes für vier Jahre zusammen in eine Schule bringt; die letzte Ausformung der Oberschule, die deutsche Oberschule mit ihrer Betonung des Deutsch- und Geschichtsunterrichts, die heute alle unsere Schulen auszeichnet; die Aufbauschule, die Schüler der Volks- und Mittelschule auch in vorgerückter Schulzeit nach der 7. Klasse noch in die höhere Schule bringt; der zweite Bildungsweg und das Begabtenabitur, die Ausbildung der Volksschullehrer in pädagogischen Akademien; es entsteht, von Hamburg ausgehend, eine völlig neue Form der musischen Erziehung, es entsteht die Form des Arbeitsunterrichtes, die den Schüler selbsttätig werden und — da wo es lohnt — Denkschritte selbst gehen und Erkenntnisse selbst finden läßt. Der monatliche Wandertag bürgert sich ein und die Klassenreise, es beginnt die Schülermitverantwortung, es kommt zu einem Mitspracherecht der Eltern, in Elternvertretungen und Elternräten.

All das findet — konzipiert von Avantgardisten der Schulreform schon vor dem ersten Weltkrieg und ausprobiert in der Stille der Schulstuben — in den Schulreformen der Weimarer Jahre seinen Niederschlag:

1919 und 1921 für die Volksschule,
1925 in den Richertschen Richtlinien für die höhere Schule.

Aber diese Reformen werden nicht zu Ende gebracht. Das Dritte Reich bringt sie zum Stillstand oder verbiegt sie durch die totale Inanspruchnahme der Schule für den völkischen Staat.

Nach dem Krieg versuchte man anzuknüpfen an die Reformen der Weimarer Zeit — nachdem die Besatzungszeit zu Ende gegangen war mit dem verständlichen Bemühen der Besatzungsmächte, die deutschen Schulen ihres Gebietes umzumodeln nach dem ihnen vertrauten Bild der Schulen ihrer Heimatländer. Aufgabe der neuen deutschen Länder wird es, für das sich auseinanderlebende Schulwesen der Bundesrepublik eine sinnvolle Einheit zu suchen und das Bildungswesen im Licht der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung Westdeutschlands neu zu gestalten.

Die Etappen des Weges sind Ihnen wohl bekannt:

1951 beginnt es mit einer Konferenz von „Universität und Schule" in Tübingen und den Tübinger Resolutionen zur inneren Umgestaltung des Unterrichtes an der Höheren Schule.

1953 wird auf Vorschlag des Bundestages der „Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen" aus unabhängigen Repräsentanten des geistigen Lebens berufen.

1959 veröffentlicht er den „Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemeinbildenden öffentlichen Schulwesens".

1960 ziehen die Kultusminister der Bundesrepublik die ersten Konsequenzen und schaffen in dem sogenannten „Saarbrücker Abkommen" die „Rahmenvereinbarung zur Ordnung des Unterrichts auf der Oberstufe des Gymnasiums", und als 1965 das erste Abitur nach dieser Rahmenvereinbarung abgehalten wird, dringt in das Bewußtsein der Allgemeinheit, daß wir uns mitten in einer umfassenden Schulreform befinden. Der kürzlich berufene Bildungsrat soll sie vollenden.

Soweit der kurze Überblick. Sie werden mich, liebe Freunde, nun zu meinem Thema fragen: Was ist unter einer unechten Schulreform zu verstehen? Alles, was dem Schüler nichts nützt; alles, was dem Wesen nach, „genuin" nicht zur Pädagogik gehört, nicht zur Kunst, das Kind recht zu leiten.

Was hat die Kunst des Pädagogen zu leisten? So werden Sie mich weiter fragen. Vielleicht darf ich sein Tun in einem Dreischritt beschreiben, im Bunde mit dem alten Aristoteles, der alles menschliche Tun in drei Arten des Agierens sich vollziehen sieht, in der Theorie (dem geistigen Erkennen), in der Poiesis (in der „Poetik" im vollen Sinne, in der Verdichtung, in der künstlerischen Gestaltung) und in der Praxis (im wertenden Handeln). Der Pädagoge hat

1. den Schüler an exemplarischen Stoffen zu unterrichten, um ihm so einen ersten Zugang, die Welt mit der ratio zu verstehen, zu geben. In diesem Unterricht hat er ihn ins Lernen zu bringen und ihn dann in immer weiterem Maße das Lernen selbst lernen zu lassen.

2. Der Pädagoge, der seinen Unterricht — gleich auf welchem Gebiet — selbst gestaltet, hat die gestalterischen Kräfte des Kindes zu entbinden, so daß sie planend, formend etwas ins Werk setzen.

3. Der Pädagoge hat den Schüler zu erziehen, d. h. ihn frei zu machen, sich zu binden, ihn instand zu setzen, in einer verstandenen Umwelt und respektierten Mitwelt, in einer sich immer weiter öffnenden Gemeinschaft sich selbst handelnd und wertend zu verwirklichen.

Alle Reformen, die nicht das gemeinsame Handeln von Lehrer und Schüler in den drei Bereichen (dem theoretischen, dem „poetischen", dem praktischen) wirksamer machen, alle Reformen, die nicht das Arbeitsverhältnis von Lehrer und Schüler erleichtern und verbessern, sind m. E. unechte Reformen.

1. So ist das, was uns seit einem Jahr in Atem hält, die Verlegung des Schuljahrsbeginns insofern eine unechte Reform, als sie sich pädagogisch nicht begründen läßt. Allen pädagogischen Verbrämungsversuchen lassen sich mindestens ebenso gute Gegengründe zur Seite stellen. Es kommt heraus, daß die Verlegung des Schuljahrs einem politischen Ziel — ja einem Fernziel dient. Es ist nur zu hoffen, daß die jetzige Hamburger Lösung, die unter den möglichen Übeln pädagogisch die geringsten Nachteile einbringt, im Studienweg der Hamburger Abiturienten sich einmal auszahlen wird.

Eine unechte Schulreform wäre

2. die Umstellung der Schule auf die Fünftagewoche, die vielleicht einmal nicht zu umgehen sein wird. Der Beweggrund der Umstellung liegt auch hier außerhalb des pädagogischen Bereiches. Ich nehme an, daß man sich auch hier mit der Maske eines Pädagogen versehen wird und die Einführung der Fünftagewoche in der Schule mit einer Umstellung auf die pädagogisch durchaus ernst zu nehmende Ganztagsschule (etwa nach englischem Vorbild) verbinden wird.

Ein 3. Reformversuch – z. Z. in aller Munde – steht im Zwielicht zwischen echt und unecht. Ich meine die Gesamtschule oder differenzierte Einheitsschule, die Volksschüler, Realschüler und Gymnasiasten in einem Haus unterrichtet. Durch die Erleichterung der Übergänge von der einen zur anderen Schulart ist die Gesamtschule unter dem Aspekt der Begabtensuche und -förderung gewiß ein beachtlicher Schulversuch. Andererseits sind Mammutschulen mit 2000 Schülern und mehr und 80 möglichst hin- und her-austauschbaren Lehrern von inhumanem Ausmaß und fördern die Unverbindlichkeit, der unsere Zeit zuneigt. Bis vor kurzem sah man in Hamburg noch eine Schule von höchstens 500 Schülern als ideal proportioniert an.

So drängt sich der Eindruck auf, daß dieser Reformversuch nicht nur von der Sache, also der Begabtenförderung, ausgeht, sondern im Blick auf die Öffentlichkeit geschieht, die Schulreform also ein politisches Mittel in der Hand des Planers ist.

Ähnliches wäre in Hamburg zu sagen von den Plänen der einen Seite für eine Förderstufe, der anderen für eine Aufbaustufe. In der Förderstufe bleiben die Sextaner und Quintaner noch für weitere zwei Jahre in der Grundschule und werden in bestimmten Fächern in Kursen gefördert und dienen im Kernunterricht den weniger Begabten als Zugpferde. In der Aufbaustufe, die der Philologen-Verband fordert, bleiben die Sextaner und Quintaner auf dem Gymnasium, aber alle an der Höheren Schule interessierten Schüler haben ohne Aufnahmeprüfung Zugang zu ihr.

Beide Parteien — so könnte man mit Walter Killy, dem Göttinger Germanisten, formulieren — „verwechseln in der folgenreichsten Weise die notwendige Gleichheit der Bildungschancen für alle mit der egalitären Behandlung von Hoch- und Unbegabten. Das langsamste Schiff bestimmt im Geleitzugssystem das Tempo, und Zeit, Kraft, Chancen, Mittel und nationale Potenz werden vergeudet."

Erfreulicherweise haben wir in der Nachkriegszeit aber auch echte Reformversuche zu verzeichnen, Reformversuche, die nach unserer Bestimmung von dem Erkenntnisvermögen, der Gestaltungskraft und der Handlungsfähigkeit des Jugendlichen ausgehen und Unterricht und Erziehung in bessere Form bringen.

1. Da ist vor allem die schon erwähnte geglückte Reform der Oberstufe des Gymnasiums zu nennen. Vertreter von Höheren Schulen und Hochschulen waren zu der Erkenntnis gekommen, daß der Kanon der überkommenen Schulfächer problematisch ist; denn es fehlen wichtige Inhalte etwa aus dem rechtlichen, wirtschaftlichen, gesellschaftlich-politischen Bereich. Sie waren zu der Einsicht gelangt, daß es ein Irrtum ist zu hoffen, Bildung durch bloße Addition der Bildungselemente aus den einzelnen Fächern zu erzeugen. Aus dieser Einsicht haben sie schon im Oktober 1951 auf einer Konferenz von „Universität und Schule" in Tübingen in den sog. Tübinger Beschlüssen formuliert: „Das deutsche Bildungswesen, zumindest in Höheren Schulen und Hochschulen, ist in Gefahr, das geistige Leben durch die Fülle des Stoffes zu ersticken. Leistung ist nicht möglich ohne Gründlichkeit, und Gründlichkeit nicht ohne Selbstbeschränkung. Arbeiten-Können ist mehr als Vielwisserei. Ursprüngliche Phänomene der geistigen Welt können am Beispiel eines einzelnen, vom Schüler wirklich erfaßten Gegenstandes sichtbar werden, aber sie werden verdeckt durch eine Anhäufung von bloßem Stoff, der nicht eigentlich verstanden ist und darum bald wieder vergessen wird. Es scheint uns, daß eine innere Umgestaltung des Unterrichts an der Höheren Schule unerläßlich ist."

Diese Tübinger Thesen verarbeitete der „Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen" 1959 in seinem Rahmenplan, und schon ein Jahr später kam es zum Saarbrücker Abkommen der Kultusminister mit der Neuordnung des Unterrichts auf der Oberstufe der Gymnasien. Hier heißt es: „Die Verminderung der Zahl der Pflichtfächer und die Konzentration der Bildungsstoffe werden eine Vertiefung des Unterrichts ermöglichen und die Erziehung des Schülers zu geistiger Selbständigkeit und Verantwortung fördern. Damit werden die Grundlagen zu einer besonderen Arbeitsweise geschaffen, die sich von den Unterrichtsmethoden der Unter- und Mittelstufe der Gymnasien unterscheidet und der Oberstufe eine eigene Prägung gibt."

Um diese Arbeitsweise zu ermöglichen, einigten sich die Kultusminister auf folgende Grundsätze:

Beschränkung der Zahl der Unterrichtsgebiete,

Beschränkung der Lehrstoffe durch paradigmatische Auswahl und Bildung von Schwerpunkten,

Umwandlung von Pflichtfächern in Wahlpflichtfächer oder in freiwillige Arbeitsgemeinschaften.

Im vergangenen Jahr haben wir zum ersten Mal das Abitur nach dem Saarbrücker Abkommen abgehalten und gute Erfolge mit der

Konzentration der Fächer, besonders mit dem naturwissenschaftlichen Wahlpflichtfach und dem Wahlleistungsfach gemacht.

2. Eine potentielle Schulreform läßt sich im tiefgehenden Wandel des Unterrichts in einzelnen Fächern erkennen. So bahnt sich vor allem im Mathematik-Unterricht ein neues Denken an, um dessen Durchsetzung sich die OECD, die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklungshilfe, in Anbetracht seiner überragenden Bedeutung im Industriezeitalter mit Nachdruck bemüht.

Die in den deutschen Schulen üblicherweise eingehend betriebene Euklidische Geometrie soll zukünftig zugunsten eines Denkens zurückgedrängt werden, das von Anfang an von der Algebra her aufbaut. „Die bloß technische Anwendung auswendig gelernter Formeln und Lösungsschemata macht Platz der echten und eigenen Denkleistung beim Bearbeiten solcher Aufgaben, die eben keine schematische Bearbeitung zulassen." (Dr. Hahn in „Christianeum", Juni 1952).

Damit wird nicht nur dem künftigen Mathematiker und Physiker der gegenwärtig oft recht schwere Zugang zur Hochschulmathematik erleichtert, sondern alle Abiturienten gelangen zu einer tieferen Auffassung vom Wesen des Arbeitens und Forschens.

3. Auch in einem scheinbar so konservativen und festgelegten Fach wie Latein ist man nicht stehen geblieben, sogar nicht einmal auf dem Felde der lateinischen Grammatik. Ich wähle ein Beispiel:

hac oratione habita omnes societatis rotaricae Altonensis amici in somnum lapsi erant.

Wir, meine Freunde, würden (versetzen Sie sich zurück) in unserer Schulzeit sofort registriert haben — von unserer festen Regelkenntnis her: hac oratione habita — aha, ein „abl. abs.", ein Ablativus absolutus, und unser Lehrer verlangte, daß wir so speziell wie möglich übersetzten:

wörtlich — „bei dieser Rede als gehaltener",
temporal — „als diese Rede gehalten war",
kausal — „da diese Rede gehalten war", oder zu meiner Ehrenrettung:
konzessiv — „obwohl diese Rede gehalten war, waren alle Freunde des Rotary-Clubs Altona in Schlaf gefallen."

Der moderne Lateinlehrer läßt den Schüler „den Übersetzungsvorgang in Stufen vollziehen, damit sich Übersetzen und Verstehen von Stufe zu Stufe hochheben." (Ich beziehe mich hier auf Ausführungen des Tübinger Philologen Hermann Steinthal).

1. Stufe: isolierte Wortbedeutungen — hac oratione habita „dies — Rede — halten".

2. Stufe: vorläufige Verflechtung der Worte, nämlich nur innerhalb der Wortgruppe abl. abs.: „diese Rede gehalten" oder „diese Rede war gehalten worden".

Damit sind folgende Strukturzusammenhänge ausgedrückt:

a) die Polarität von Subjekt und Prädikat, d. h. die Satzwertigkeit des abl. abs.;

b) die attributive Beziehung von hac auf oratione;

c) am Prädikat das Genus verbi (also hier ein Passiv) und andeutungsweise die Tempusrelation.

Nicht ausgedrückt ist hier noch die durch den Ablativ gestiftete Verbindung zum übrigen Text; sie ist das Wesentliche in der

3. Stufe: Verpflechtung des abl. abs. nach außen. Wenn man zunächst nur den allgemeinsten Sinngehalt des Ablativs annimmt, ist zu übersetzen: „Diese Rede war gehalten, und zwar in Zusammenhang mit folgenden ..." oder, viel einfacher: „Diese Rede war gehalten und alle Freunde des Rotary-Clubs Hamburg-Altona waren eingeschlafen", das „und" ist der Ablativ in seinem allgemeinsten Sinn.

Der Schüler damals, von seiner festen Übersetzungsregel her an schnelles Durchdenken gewöhnt und schnell mit einer Auflösung der Partizipialkonstruktion bei der Hand, übersieht, daß „im lateinischen abl. abs. (überhaupt in Partizipialkonstruktionen) die spezielleren Sinnrichtungen (wie kausale, konzessive) nicht ausgedrückt, sondern allenfalls dazugedacht, besser gesagt: gemeint sind. Im Ausgedrückten unterscheidet sich ein kausales von einem konzessiven Partizip weder in der Wortform noch in der Satzform, sondern eben in gar nichts."

Der Schüler heute bleibt näher am Text, sieht genauer hin, nimmt die Struktur des fremdsprachlichen Textes als Phänomen, als Erscheinung wahr, um erst dann im weiteren Schritt über den Text nachzudenken und das nicht ausgedrückte Gemeinte aufzudecken.

Es kommt ihm dabei zum Bewußtsein, daß „jedes ‚obwohl', das er aus einem abl. abs. herausholt, schon über das einfache Übersetzen hinaus und ins Interpretieren hineingeht und daß die Verantwortung dafür nicht mehr allein den Autor trifft, sondern zum Teil auch den verstehenden Leser."

Was das für die Erziehung des Schülers bedeutet, dieses saubere und genaue Bewahren des Phänomens, liegt auf der Hand. Hier könnten sich, in den Interna der Fächer, wichtige Reformen des Unterrichts vollziehen.

4. Eine weitere mögliche echte Schulreform könnte sich daraus ergeben, daß sich die Entwicklung, die mit der Einführung der Wahlpflichtfächer in der Oberstufe und mit dem Kern-Kursus-Unterricht in der Förderstufe der Unterstufe eingesetzt hat, fortsetzt und die aus der deutschen Schule kaum fortzudenkende Gliederung der Klassen aufgegeben würde.

Erst jetzt lerne ich von dem früheren Hamburger, jetzigen Berliner Pädagogen Carl Ludwig Furck, der in seinem Buch „Das unzeitgemäße Gymnasium" sich als scharfer Kritiker der bestehenden Höheren Schule erweist, daß das Jahresklassensystem der deutschen

Schule keine Erfindung Wilhelm von Humboldts war, sondern daß es erst nach 1820 das bis dahin verbreitete Fachklassensystem abgelöst hat.

Im „Königsberger Schulplan" 1809 hatte Humboldt noch gefordert, dafür zu sorgen, „daß die Klassenabteilung nicht durchweg, sondern nach den Hauptzweigen der Erkenntnis gehe, und die Lehrer erlauben und begünstigen, daß der Schüler, wie ihn seine Individualität treibt, sich des einen hauptsächlich, des andern minder befleißige. Eine Verschiedenheit der intellectuellen Richtung auf Sprachstudium, Mathematik und Erfahrungskenntnisse ist einmal unleugbar vorhanden."

Das Jahresklassensystem setzt sich aber durch und wird mit folgender Begründung verteidigt: „Das Klassensystem entspricht dem Zweck der Gymnasien, eine möglichst gleichmäßige Bildung zu bewirken, und es hat gewiß sein entschiedenes Gute, wenn dahin gestrebt, und jeder, wie es mittels des Klassensystems geschieht, angespornt wird, daß er in keinem Lehrgegenstande zurückbleibe."

Wir können heute gewiß manche Mängel am Klassensystem feststellen, wenn wir von der Leitfrage ausgehen: wie können die verschiedenen Begabungen der Kinder ihrer Eigenart gemäß gefördert werden?

Die Leistungsspanne in einer Klasse ist sehr groß. Ein Teil der Klasse wird überfordert, ein anderer durch Jahre hindurch unterfordert. Das Sitzenbleiben ist und bleibt ein schweres pädagogisches Problem. Beim Zensieren wird und soll nach einem möglichst absoluten Maßstab gemessen werden. Aber die Menschen sind ja nicht gleich. So ist die Bewertung der Arbeitsleistung der Schüler völlig ungerecht. Der schwächere Schüler bekommt zu schlechte, der bessere Schüler viel zu gute Noten.

So scheint alles für das Aufheben des Klassensystems zu sprechen, wie es auch immer wieder gefordert wird. Aber vieles spricht auch dagegen, und viel Positives würde mit dem Verschwinden der Jahresklassen verloren gehen: das Leben in der Schule würde unpersönlicher und kälter werden. Die Klassengemeinschaft, die oft ein ganzes Leben überdauert, ist die erste kleine Polis, in der der junge Mensch sich bewegen und sich bewähren lernt. Sie kann ihn tragen, sie kann ihn provozieren, im Guten wie im Bösen. Bei einer Reform der Klassengliederung der Schule geraten die Zwecke der Erziehung in Konkurrenz. Theorie steht gegen Praxis. Der Unterricht könnte im Kurssystem gewinnen, das menschliche Handeln wird aber bestimmt viel verlieren!

5. Und nun zu einem letzten Versuch, die Schule zu reformieren; er betrifft gerade den Bereich der Praxis, des menschlichen Verhaltens. Ich denke an die nach dem Krieg wieder mit Elan aufgenommenen Versuche, die Initiative der Schüler in der Schulgemeinschaft wachzurufen, sei es in der sog. Schülermitverantwortung, sei es bei Sport und Spiel, sei es in der Schülerpresse.

Für die Entwicklung des Schülers ist es von größter Bedeutung, ihm echte Verantwortung zu übertragen und ihn neue Fora für sein Handeln finden zu lassen. Hier ist offenes Feld für echte Reformen.

Einen verhängnisvollen Fehler sind allerdings die Schulbehörden einiger Länder im Begriff zu machen, Fehler, wie sie schon die Jugendbewegung machte. Immer muß bei diesen Reformen das Gegenüber von Erwachsenen und Heranwachsenden gewahrt bleiben. Die letzte Verantwortung kann der Erwachsene dem Jugendlichen nicht aufbürden. Aufgaben und Aufgabenbereiche müssen verantwortlich delegiert werden.

Eine volle Pressefreiheit der Schülerzeitung zu gewähren, wie es im Jahr 1958 das „Hessische Gesetz über Freiheit und Recht der Presse" gestattet, ist absurd. Ein Berater, den die Schülerredakteure sich wählen mögen, muß dem Redakteur taktvoll und weitherzig zur Seite stehen. Auch die Kompetenzen der Schülerparlamente und Schülerräte müssen abgesteckt werden. In einer Schülerratssitzung die noch voll schulpflichtigen Kinder der Klasse 5 bis 9 darüber abstimmen zu lassen, ob sie für die Schuljahrsverkürzung auf der Straße demonstrieren sollen, zieht die Schülermitverantwortung ins Lächerliche. Hier gilt es, die nicht von uns selbst gesetzten Grenzen zu respektieren und die echte Reform nicht durch Gleichmacherei zu verschleudern.

Am Schluß meiner Plauderei über echte und unechte Schulreform mag ein Satz Wilhelm Diltheys stehen, der in einem 1890 erschienenen Aufsatz „Schulreformen und Schulstuben" steht: „Wirkliche Reformen werden nur durch eine stetige schwere pädagogische Arbeit in den Schulstuben vollbracht."

Kuckuck

Bruno Snell zum 18. Juni 1966

Bruno Snell, Ordinarius für Klassische Philologie an der Universität Hamburg von 1931–1960, ist mit seinen zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, besonders aber mit seinem Essayband „Die Entdeckung des Geistes" über den Rahmen der Altertumswissenschaft hinaus weiten Kreisen bekanntgeworden. Er ist der Lehrer eines großen Teils der am Christianeum unterrichtenden Altphilologen.

Die folgende kleine Arbeit wurde Herrn Prof. Snell zusammen mit der Schrift „100 Jahre Altonaer Wissenschaftlicher Primaner Verein – Klio 1828–1928 Christianeum Altona", auf einem Empfang zu seinem 70. Geburtstag überreicht.

Eine Konjektur zu Platon Menon 90 E 4

Bei der Lektüre von Platons Menon in einer Unterprima des Christianeums in diesem Frühjahr konnte ich den Absatz 90 E 1–7 nicht übersetzen. Hier der Text (nach Burnet):

πολλὴ ἄνοιά ἐστι βουλομένους αὐλητήν τινα ποιῆσαι παρὰ μὲν τοὺς ὑπισχνουμένους διδάξειν τὴν τέχνην καὶ μισθὸν πραττομένους μὴ ἐθέλειν πέμπειν, ἄλλοις δέ τισιν πράγματα παρέχειν, ζητοῦντα μανθάνειν παρὰ τούτων, οἵ μήτε προσποιοῦνται διδάσκαλοι εἶναι μήτ' ἔστιν αὐτῶν μαθητὴς μηδεὶς τούτου τοῦ μαθήματος ὃ ἡμεῖς ἀξιοῦμεν μανθάνειν παρ' αὐτῶν ὃν ἂν πέμπωμεν

Ich scheiterte an den Worten ζητοῦντα μανθάνειν παρὰ τούτων (E 4). Die handschriftliche Überlieferung bietet zu dieser Stelle keine Variante; diese vier Worte stehen kommentarlos in den mir zugänglichen Ausgaben von Bekker (1817), Ast (1827), Baiter (1839), Burnet (1903), Herrmann (1914) und Croiset/Bodin (1955).

Wer ist mit ζητοῦντα gemeint? Da ζητοῦντα offensichtlich ein acc. sing. masc. ist, kann es sich nur auf den „Schüler" beziehen; die anderen genannten Personengruppen stehen im Plural. Wovon ist dann aber dieser Akkusativ grammatisch abhängig?

Ich griff zur Übersetzung. Schleiermacher (1818): „ . . . sondern irgend anderen beschwerlich zu fallen und ihn bei solchen Unterricht suchen zu lassen, die . . . " Unbefriedigend. Heißt ζηέωὐτ„ich lasse suchen"? Oder faßte Schleiermacher ζητοῦντα als einen von πράγματα παρέχειν abhängigen acc. limit. auf: „ . . . in Bezug auf einen, der . . . sucht" = „mit einem, der . . . sucht"? Aber für eine solche Deutung dürfte sich kaum ein Beleg finden lassen. Die gleichen Gegenargumente gelten für die Übersetzungen von Müller (1851) und Apelt (1922), die beide wie Schleiermacher ζητοῦντα mit „suchen lassen" wiedergeben.

Ast (1827): „ . . . postulantes ut ab his discat, qui . . . " Konjizierte Ast ζητοῦντας? (In seinem Text steht ζητοῦντα). Hinzu käme bei dieser Konjektur die Härte, daß zu μανθάνειν noch der Subjekts-Akkusativ (der „Schüler", also mindestens αὐτόν) zu ergänzen wäre.

Georgii (Berlin o. J.): „ . . . andere zu behelligen, daß er von solchen Unterricht suche, die . . . " müßte wohl auf Griechisch heißen αὐτὸν ζητεῖν; abgesehen davon erscheint mir der Gebrauch von πράγματα παρέχειν als verbum dicendi nicht möglich.

Bekker (1817) läßt in seiner lateinischen Übersetzung diese vier Worte kommentarlos aus – in seinem griechischen Text stehen sie.

Croiset/Bodin (1955): „ . . . d'en embarasser des gens à qui l'on irait demander des leçons, qu'ils . . . " ist mehr Paraphrase als Übersetzung.

Nun wollte ich mich und meine Schüler mit Nabers Vorschlag beruhigen, der diese vier Worte athetiert (so Burnet im kritischen Apparat; Schanz (1880) und Bluck (1961) im Text). Da mich diese Lösung aber nicht befriedigte, obwohl sie uns einen glatten Text lieferte, erklärte ich meinen Schülern, ich hätte auf der Universität gelernt, daß man vier so einheitlich überlieferte Worte wie diese eigentlich nicht so ohne weiteres aus einem Text eliminieren dürfe, ohne befriedigend erklären zu können, wie sie denn überhaupt in den Text gekommen seien. (Nabers Argumentation entnahm ich erst später dem Kommentar von Bluck p. 531 (1961): Naber scheint die vier Worte als Interlinearglosse zu ὃν ἂν πέμπωμεν (E 7) gedeutet zu haben – aber wie sollten sie dann an eine Stelle gekommen sein, die handschriftlich 5–6 Zeilen über der angenommenen Bezugsstelle liegt? Und als Interlinear-

glosse zu dieser Stelle ist dann das παρὰ πούτων überflüssig: davon sagt Sokrates ja nichts, daß auch der „Schüler" den Wunsch hat, das Flötenspiel bei einem Nichtfachmann zu erlernen.) Aber eine Lösung wisse ich auch nicht, und ich als Herausgeber dieses Textes hätte zum Zeichen der Textverderbnis an dieser Stelle die Crux gesetzt.

Nach diesen Ausführungen wollte ich im Text fortfahren, bemerkte aber, als ich den folgenden Absatz vorlas, eine gewisse Unruhe unter den Schülern; zwei von ihnen verständigten sich halblaut quer durch die Klasse und ich verstand nur: „ . . . ja, und dann relativisch auflösen." – „Nein, konzessiv, dann wird es noch besser." Ich unterbrach mich: „Wovon redet ihr eigentlich?" – „Ist doch ganz einfach!" sagte der eine. Ich fragte: „Was ist einfach?" – „Na, das mit dem Satz eben", sagte der andere. Und sie erklärten mir, man könne die inkriminierten Worte ja umstellen, und zwar hinter das πέμπειν E 3, dann habe man alles, was man brauche, nämlich eine einwandfreie Beziehung für das ζητοῦντα: das τινα E 1, die bisher durch das δέ E 3 gestört war, abgesehen davon, daß das τούτων in seiner bisherigen Stellung in widersinniger Weise zum Beziehungswort des οἵ geworden war. Also:

πολλὴ ἄνοιά ἐστί βουλομένους αὐλητήν τινα ποιῆσαι παρὰ μὲν τοὺς ὑπισχνουμένους διδάξειν τὴν τέχνην καὶ μισθὸν πραττομένους μὴ ἐθέλειν πέμπειν ζητοῦντα μανθάνειν παρὰ τούτων, ἄλλοις δέ τισιν πράγματα παρέχειν, οἵ κτλ

„Es ist doch ein großer Unverstand, wenn Leute, die jemanden als Flötisten ausbilden lassen wollen, nicht bereit sind, ihn zu denjenigen zu schicken, die versprechen, diese Kunst lehren zu können, und dafür Geld verlangen, obwohl (d)er (angehende Flötist) den Wunsch hat, von diesen (Fachleuten) zu lernen, sondern irgendwelchen anderen Leuten lästig fallen, die . . . "

„es wird konzessiv noch besser": die ἄνοια dieses Beispiels trete noch krasser zutage, meinten die Schüler, wenn man den angehenden Flötisten gegen seinen ausdrücklichen Willen zu einem erklärten Nichtfachmann (E 5 f.) schicke.

Mich hat diese Lösung überzeugt, und ich habe für die Entstehung dieser Korruptel folgende Erklärung:

Ich nehme an, daß es sich an dieser Stelle um eine ganz frühe Verderbnis handelt; anders ist das Fehlen von Textvarianten in den Handschriften nicht zu erklären. Schreibt man die beiden Kola in ihrer bisherigen Reihenfolge untereinander, so ergibt sich folgendes Bild:

ΑΛΛΟΙΣΔΕΤΙΣΙΝΠΡΑΓΜΑΤΑΠΑΡΕΧΕΙΝ = 29 Buchstaben
ΖΗΤΟΥΝΤΑΜΑΝΘΑΝΕΙΝΠΑΡΑΤΟΥΤΩΝ = 27 Buchstaben

Zwei Zeilen von annähernd gleicher Länge (die 29-Buchstaben-Zeile enthält vier „raumsparende" Jotas!); zudem stellt jede Zeile für sich genommen eine Sinneinheit dar – wäre es nicht denkbar, daß ein ganz früher Kopist bei seiner Tätigkeit versehentlich diese beiden Zeilen in einer Papyrus-Kolumne in der falschen Reihenfolge abgeschrieben hat?

Es bleibt mir nur noch übrig, der Nachwelt die Namen der beiden Philologen zu überliefern: Wolf-Dieter Kniep und Jürgen Lamke.

Hoffen wir, daß sie im kritischen Apparat einer neuen Platon-Ausgabe unsterblich werden!

Hamburg, im Juni 1966 Erich Jantzen

Die Antwort Pro f. Snells

Hamburg, den 21. 6. 66

Lieber Herr Jantzen!

Erst jetzt bin ich dazu gekommen, mir Ihr Geburtstagsgeschenk richtig anzugucken. Ich bin, wie Sie, völlig überzeugt. Sagen Sie Ihren beiden Schülern mein herzliches Kompliment. Gelobt sei aber auch der Lehrer, der nicht einfach über eine schwere Stelle sich hinwegmogelt. Haben Sie herzlichen Dank für dies schöne Angebinde, – und auch dafür, daß Sie in den Club gekommen sind. Sie sollten die schöne Konjektur unter allen Umständen veröffentlichen.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Bruno Snell

Theodor Claußen - ein alter Christianeer

Theodor Claußen ist einer unserer ältesten noch lebenden Christianeumsschüler. Es ist der Mühe wert, daß wir uns mit dieser seltenen Persönlichkeit beschäftigen.

Geboren in Altona am 19. Mai 1877, von dithmarsischem Stamm, betrachtet er sich durchaus als der Heimat seiner Eltern zugehörig. Die heimische Mundart war ihm so geläufig, daß seine Landsleute ihm wiederholt bezeugten: „Ji snakt wie unse Lüd." Mit ihnen hat er auch gemeinsam die ruhige, nüchterne Zurückhaltung seines Wesens, die ihm in seinem langen Leben treu geblieben ist. Allein als Ergänzung ward ihm ein goldener Humor zuteil, der ihn auch in den schwersten Tagen nicht verlassen hat.

Er war ein zartes Kind und kam deshalb erst mit sieben Jahren zur Schule. Sprachlich war er früh entwickelt. Schon mit vier Jahren erstaunte er seine Umgebung damit, daß er, ohne Anleitung, Gedrucktes zu lesen vermochte. Nach der Mittelschule besuchte er das Christianeum. Hier durchlief er erfolgreich alle neun Klassen, meistens auf dem zweiten Platz. Mit sechs Kameraden bestand er das Abitur. Sein Vater hatte gewünscht, daß er Pastor werden sollte. Allein seine Neigung und Begabung wies ihn auf das Studium der Sprachen. Schon als älterer Schüler wurde er wiederholt zum Nachhilfeunterricht bei jüngeren Kameraden herangezogen. So wuchs er allmählich in den Schulmeisterberuf hinein.

Wenn er auch, wie er immer wieder betonte, dem Christianeum ein reiches Wissen verdankt, so war er doch nicht gern auf der Schule. Es herrschte dort zu seiner Zeit ein streng-preußischer Geist. Manche Lehrer waren verärgert und mit der Schuljugend und ihren Leistungen

stets unzufrieden. Gutmütigkeit und Verständnis für den jungen Menschen waren selten. Übrigens hatte Claußen bei seinen Lehrern, die seine Leistungen notgedrungen anerkennen mußten, den schönen Spitznamen Theoderich. Die traditionelle Fahrt der ganzen Schule nach Pinneberg, mit dem feierlichen Marsch zum Bahnhof, voran die Fahnenträger mit blauweißen Schärpen und die „Chargierten in vollem Wichs", (so die „Altonaer Nachrichten") hat er wiederholt mitgemacht. Zu seiner Zeit war es noch Usus, daß die jüngeren Schüler auf der Straße die Primaner grüßen mußten.

Studiert hat Claußen in Kiel, Marburg, Berlin und wieder in Kiel Französisch, Englisch und Latein. Hier war er bei den Teutonen aktiv. Auf einer Fahrt über die Förde würdigte ihn ein Alter Herr eines längeren Gesprächs. Wie ein Inaktiver ihm nachher enthüllte, war es kein Geringerer als Klaus Groth. In Kiel hat er dann bei Körting promoviert mit dem Thema

„Griechische Bestandteile der romanischen Sprachen",

erschienen in den „Romanischen Forschungen in Erlangen".

Die Arbeit fand großen Beifall. Er hatte das Glück, hier auf jungfräulichem Boden zu arbeiten. Es gelang ihm, den Nachweis zu führen, daß diese Bestandteile nicht der griechischen Schriftsprache, sondern den verschiedenen Volkssprachen entnommen waren. Die Schrift fand ein günstiges Echo bei den Fachleuten und es fehlte nicht viel, daß Claußen, von seinem Lehrer Körting aufgefordert, die Dozentenlaufbahn eingeschlagen hätte. Indessen mußte er sich bescheiden und trat dann in den Schuldienst ein, und zwar in der Freien Hansestadt. In der Realschule St. Pauli, aus der mehrere Direktoren Hamburger Schulen und viele vorzügliche Pädagogen hervorgegangen sind, hat Claußen dann mehrere Jahre erfolgreich gewirkt.

Ostern 1914, bei der Gründung des Kirchenpauer Realgymnasiums, schlug dann seine große Stunde. An die von Direktor Pflaumbaum zu leitende Schule wurde Claußen als einziger Lehrer berufen. Hier war ihm Gelegenheit gegeben, in der denkbar schönsten Umgebung beim und später im Sievekingschen Herrenhaus inmitten eines herrlichen Parks eine Schule von Grund aus aufzubauen und dieser Neugründung seinen Geist einzuhauchen. Aus den primitivsten Anfängen, durch manche Krisen hindurch hat er seine Mission erfüllt und das geschaffen, was heute seine früheren Schüler mit Stolz ihr „Kirchenpauer" nennen. Ein Dezennium später, 1924, schrieb er die kleine Hamburgensie „Zehn Jahre Kirchenpauer Realgymnasium", in der wir mit Bewegung lesen, wie ein einziger Mann, später von Kollegen unterstützt, ein solches Gemächte, wie es eine große Schule ist, erbaut und betreut hat.

In der Gründungsklasse, der Oster-Untertertia von 1914, trug Claußen die Last sämtlicher Unterrichtsfächer außer der Mathematik. Neben seinen Fakultäten: Französisch, Englich und Latein lehrte er auch Deutsch, Geschichte, Religion und Erdkunde. In diesem Fach kamen ihm die Erfahrungen seiner zahlreichen Reisen in Mitteleuropa zugute.

Die Anfänge des Schulbetriebes können wir uns nicht urzuständlich genug vorstellen. Ein guter Freund von mir beobachtete eines Morgens,

wie ein Lastwagen hölzerne Barackenteile am Nordende des Hammerparks ablud. Auf seine Frage nach dem Zweck dieses Vorgangs ward ihm die Antwort: „Wir bringen das Kirchenpauer Realgymnasium." In zwei Holzschuppen fing der Unterricht an, wurde aber nach Kriegsbeginn in die Oberrealschule Uhlenhorst verlegt. Erst 1916, als dort die Raumnot unerträglich geworden war, verlegte die Behörde die neue Schule in das Sievekingsche Herrenhaus im Hammerpark. Es war eine Erlösung aus steinerner Enge der Stadt und ein Erwachen in einem friedlichen Waldidyll. Wer heute in Claußens Schrift: Zehn Jahre Kirchenpauer blättert, glaubt ein Märchen zu erleben und fühlt sich in den Dunstkreis Eichendorffscher Lieder versetzt. Alle ehemaligen Schüler dieser ersten Jahre umschlingt noch heute das Band der Erinnerung an die hohen Eichen, den verwildernden Park und die Vogelstimmen in Busch und Auen.

Claußens Grundsatz im Verkehr mit seinen Schülern war: Vertrauen, gepaart mit gesunder Skepsis. Zwei Äußerungen seiner Betreuten mögen hier als charakteristisch angeführt werden: in einer Kneipzeitung – damals trug er noch einen langen Schnurrbart – stand zu lesen:

Kritisch vor die Lupe hält
Claußen alles in der Welt.
Je nach dem ihm 'was gefällt,
Steigt sein Schnurrbart oder fällt.

Und nach dem letzten Kriege wurde ihm, der sich stets treu geblieben war und sich niemals vor der Partei gebeugt hatte, bei einer Zusammenkunft mit ehemaligen „Kirchenpauern" für seine hohe moralische Kraft und aufrechte Haltung der schönste Dank erwiesen: die Veranlassung war gewesen, daß während des Krieges Schüler ihm entgegengehalten hatten „Unser Bannführer der H. J. hat uns gesagt, wir brauchten keine Schularbeiten mehr zu machen." Darauf Claußen: „Meinetwegen könnt ihr auf die fünfzehnjährigen Feldmarschälle der H. J. hören, aber glaubt nur nicht, daß man euch später fragen wird, ob ihr Dienst in der H. J. getan habt oder nicht." Nach dieser Äußerung befürchtete Claußen begreiflicherweise, daß man ihn denunzieren würde. Dazu sagte ihm – nun nach dem Kriege – ein ehemaliger Schüler: „Sie denunziert man nicht!"

Nun ist der einst so elastische, rüstige Mann alt geworden. Die nach seiner Pensionierung aufgenommene wissenschaftliche Tätigkeit hat er nun auch einstellen müssen. Aber immer noch ist er ein verstehender und anregender Gesprächspartner geblieben. Und noch vor kurzem haben er und seine treusorgende Gattin die Alte Runde der Kirchenpauer Kollegen um sich versammelt. In den Gesprächen klangen die Erinnerungen wieder an das alte „Kirchenpauer" und seinen spiritus rector.

Oberstudienrat a. D. Dr. Walther Gabe

Cesar Bresgen und Eugen v. Schmidt

Der Chor der Unterstufe

Ein Nichtsnutz träumt sich auf den rechten Weg

„Bastian der Faulpelz" — ein neues Werk von Cesar Bresgen im Hamburger Christianeum uraufgeführt

Eine dpa-Meldung vom 30. 5. 66

Wo von der Jugend und für die Jugend musiziert wird, da hat der Name Cesar Bresgen einen festen Platz. Die märchenhaften Kinderopern des österreichischen Komponisten haben die jungen Interpreten meistens nicht weniger fasziniert als die Zuhörer, und sein neuestes Werk macht da keine Ausnahme. Die musikalische Pantomime „Bastian der Faulpelz" erlebte im Christianeum in Hamburg vor Pfingsten eine überaus eindrucksvolle Uraufführung in Anwesenheit des Komponisten.

Ein Chor erzählt dialogisch in ein- und mehrstimmigen Rezitativen die Geschichte vom faulen Bastian, der mit Vorliebe die Schule einer kleinen Stadt schwänzt, um im Walde zu schlafen, dabei aber, von seinem Gewissen gepeinigt, aus einem Alptraum in den anderen fällt,

bis er sich zur Umkehr entschließt. Zum Schluß präsentiert sich der kleine Nichtsnutz als sozial eingeordneter Zeitgenosse. Ein Ensemble von etwa zwanzig Schülern und Schülerinnen stellt das Geschehen in kurzen tänzerischen Szenen pantomimisch dar. Der modern und interessant instrumentierte Orchesterpart wird von wenigen Solisten – Klavier, Violine, Klarinette und Saxophon, Trompete, Posaune, Kontrabaß – und einer Schlagzeuggruppe bestritten.

Die Handlung stammt aus dem Repertoire des Struwwelpeter-Dichters Friedrich Hoffmann, verlor aber in der Bearbeitung von Cesar Bresgen und Erich Jantzen das Naiv-Lehrhafte und den Bilderbogenstil der Vorlage. Die Titelfigur ist, folgt man den zunehmenden elterlichen Klagen über träge Sprößlinge und verpaßte Schul-Chancen, so aktuell wie eh und je, die Traumsituationen sind es auch und bieten überdies reichlich Spielraum für dramatische Überhöhung. Mit dem wohlvertrauten Habitus des ausgewachsenen Gammlers stellt sich im zweiten Traum der kleine Bastian dar, trotz prachtvoller goldblonder Beatle-Tolle einer von der niederen Observanz, der nichts als Amüsement und „Dolce vita" in seinem leeren Kopfe hat und deshalb buchstäblich „unter die Räder" kommt, d. h. ins mechanisch klappernde und stampfende Getriebe der Maschinenwelt unter gesichtslose Roboter fällt, was den rettenden Schock auslöst. Wenn an diesem Höhepunkt des Werks der Chor verstummt und das Orchester in aufreizend aggressiven Rhythmen den Lärm der Maschinenhölle intoniert, schaudert nicht nur Bastian, sondern auch der Zuhörer.

Er ist gepackt und bleibt verzaubert bis zum Schluß.

In der sprühend lebendigen, frisch und dramatisch vorwärtsstrebenden Musik mit den einprägsamen Melodien lernt man Cesar Bresgen von einer neuen Seite kennen. Die Jugend fürs Musizieren zu gewinnen, liegt dem Komponisten vor allem am Herzen, und deshalb hat er nicht nur viele neue Elemente in seine Tonsprache aufgenommen – man hörte Jazzklänge, Boogie-Woogie- und Walzertakte – er hat auch zum Volkslied, von dem er einst ausging, ein neues Verhältnis gewonnen. Er bietet das Lied nicht mehr in seiner Primärgestalt, wie er sagt, sondern verfremdet zum Song hin, denn der Song spricht die Jugend an. So ist Cesar Bresgen, 1913 geboren und von Carl Orff und Strawinsky herkommend, wandlungsfähig geblieben, und die Jugend weiß es zu schätzen, wie die Christianeer mit ihrer brillanten Aufführung zeigten.

Was die Zuhörer von Anfang an fesselte, war die Intensität des Musizierens und Spielens. Eugen von Schmidt war als Dirigent von so beschwörender Eindringlichkeit, daß er den Sängern und den Orchester-Solisten seine Interpretation des Werkes nahezu schlackenlos abrang. Mit Bravour und so deutlich akzentuiert, daß – was sehr selten ist – jedes Wort zu verstehen war – meisterte der Chor der Unterstufe als Erzähler die Schwierigkeiten der Partitur, die sich aus den starken Kontrasten zwischen Chor- und Orchesterstimmen ergaben.

PROF. CESAR BRESGEN

GROSSGMAIN
BEI SALZBURG
TELEFON 06247/270

21. Juli 1966

Sehr verehrter, lieber Herr Kuckuck!

Schon längst will ich Ihnen schreiben. Immer wieder werde ich an die jüngsten Eindrücke in Hamburg, in Ihrem Christianeum erinnert, jetzt gerade von neuem durch den lieben Besuch von Herrn von Schmidt, der wieder seine Sommerresidenz in unserer – leider derzeit total verregneten – Landschaft bezogen hat.

Viele Wochen sind seit den Tagen der "Bastian"-Uraufführung vergangen, jetzt aber – mit dem nötigen Abstand – sehe ich, wie sehr ich Ihnen u den verehrten Kollegen zu Dank verpflichtet bin: ich habe mir das Tonband angehört u stelle nochmals fest, daß der begeisternd frische Eindruck, den ich am Abend der Uraufführung mitnahm, auch jetzt noch anhält. Eine solche Leistung kann nur an einer Schule blühen, die musisch geführt und in sich gefestigt ist. Ich weiß, daß Sie dazu einen entscheidenden Beitrag leisten und kann Ihnen u Ihrer zukünftigen Arbeit nur von Herzen das Allerschönste wünschen.

In aufrichtiger Verbundenheit
bleibe ich Ihr ergebener

Cesar Bresgen

Der Schwung der musikalischen Aufführung beflügelte sichtlich die jungen Darsteller der Pantomime, die ihrerseits etwas höchst Bemerkenswertes zustande brachten: Mit entschiedener Dramatik im Gebärdenspiel belebten sie die kurzen Szenen, mieden aber jede Übertreibung. Mit größtem Takt trafen sie die richtige Nuance. Einen Vergleich mit professionellen Vorbildern brauchten sie insofern nicht zu scheuen, als sie an die Stelle der Routine, die ihnen fehlte, etwas anderes und keineswegs Schlechteres setzten: die aus Phantasie und Spielfreude wie eben geborene Bewegung. Das Publikum freute sich über witzig hingesetzte Figuren und Szenen, die sich bis zu stupender Dramatik wie in der Maschinenszene steigerten. Doch in allem abwechslungsreichen Wirbel erschien die Pantomime wohldurchdacht und ausgewogen. Hier waltete sichtbar eine künstlerische Intelligenz, die man wohl den beiden Regisseuren Dagmar Flemming und Erich Jantzen zuschreiben darf.

Während der Schlußbeifall tobte, konnte sich der Rezensent dem Gedanken nicht verschließen, daß es gut um eine Schule bestellt sein müsse, wo die Zusammenarbeit von Lehrern und Schülern so eindrucksvolle Resultate zeitigt.

Christiane Eschricht

Cesar Bresgen im Christianeum

Es war ein großer Erfolg: „Bastian der Faulpelz" am Christianeum. Das Lob, das die Presse aussprach, gebührt ganz besonders unseren großen und kleinen Künstlern, die sich bei der Darstellung dieser Schulpantomime von ihrer besten Seite gezeigt hatten.

Der Komponist wußte das zu würdigen. Zwei Tage nach der Uraufführung kam Cesar Bresgen (dessen Schuloper „Der Igel als Bräutigam" hier vor einem Jahr schon erfolgreich über die Bühne gegangen war) an das Christianeum, um sich bei den Mitwirkenden persönlich zu bedanken.

Als er am 28. Mai in Begleitung seines langjährigen Freundes Eugen von Schmidt den Musiksaal zu Beginn der zweiten Stunde betrat, wurde er von dem vollzählig versammelten Chor begrüßt. Prof. Bresgen gewann sofort die Herzen aller durch seinen Wiener Charme und seine frische, ungezwungene Art zu plaudern.

Doch, meinte er nach einigen Sätzen, was sollte er lange reden, ein Komponist stelle sich am besten musikalisch vor. Der Künstler setzte sich an den Flügel und spielte eine freie Fantasie. Daraufhin bat er die Zuhörer, ihm ein Thema für eine Improvisation zu geben. Ihm wurde die Tonfolge c – a – es – b vorgeschlagen – seinem Namen nach-, über die er dann fantasierte.

Vielleicht hätte Prof. Bresgen lieber ein auskomponiertes Werk vortragen sollen, denn obwohl er ein ausgezeichneter Pianist ist, konnte sein Stegreifspiel nicht recht überzeugen.

Um so erfreulicher war dann seine Zwiesprache mit den Jungen und Mädchen des Chores, in deren Verlauf der Komponist auch mit der

alten und immer schwierigen Frage nach der Kunst des Komponierens konfrontiert wurde. Freilich konnte auch Cesar Bresgen das Problem nicht vollständig lösen, denn letzten Endes ist es ja dieses Unerklärliche, Unnachahmliche und Ungreifbare, was den Künstler ausmacht.

Leider mußte Prof. Bresgen bald zum Flughafen und konnte nicht mehr länger bleiben. Zum Abschied spielte er einen rassigen Volkstanz im 7/8-Takt, wie man ihn auf dem Balkan häufiger hört.

Damit war eine besonders schöne und interessante Stunde mit dem Schöpfer sympathischer Musik zu Ende.

Wolf-Dieter Kniep, 13b

Familien-Nachrichten

Verstorben:

Prof. Dr. Erich Heidsieck, Rendsburg, Berliner Str. 9, am 15. 11. 1965
Hartwig Burchard, Studienrat a. D., Berlin-Frohnau, Sigismundkorso 16, im Jahre 1965
Wilhelm Lück, Kaufmann, Hamburg-Othmarschen, Buchenhof 6
Henning Schlicht, Hamburg-Othmarschen, Corinthstr. 22, am 14. 7. 1966

Verlobt:

Wolfgang Sulzbacher, cand. ing., mit Fräulein Ines Keller, Hamburg-Blankenese, Wientapperweg 25, am 12. 6. 1966

Vermählt:

K. E. Harald Bauer mit Anne, geb. Böckmann, Hamburg-Othmarschen, Borchlingweg 39, am 5. 2. 1966
Dr. Wolf-Dieter Lange mit Ursula, geb. Bleilefens, 5 Köln, Neußer Wall 27, am 2. 4. 1966
Jürgen Schultz mit Dagmar, geb. Barthold, Hamburg 26, Am Hünenstein 14, am 27. 5. 1966
Achim v. Wissel (Abitur 1964) mit Sitta, geb. v. Berenberg-Gossler, Hamburg 52, Sohrhof 8, am 2. 7. 1966

Geboren:

Tochter Monica am 2. 3. 1965, Werner Jaeschke und Frau Gisela, geb. Huntenburg, 211 Buchholz, Heidekamp 11
Tochter Kathrin am 28. 10. 1965, Dr. Dietrich Ansorge und Frau Dorothee, geb. Berg, Hamburg 62, Am Ochsenzoll 96
Tochter Regina Carla am 23. 11. 1965, Karl Heinz Pless (Abitur 1948) und Frau Carla, geb. Reiser, Montevideo, Amazonas 1522, Uruguay
Sohn Johann Christoph am 28. 1. 1966, Dr. Wolfgang Michalski und Frau Christina, geb. Burchard-Motz, Wedel, J.-D.-Möller-Str. 5
Tochter Doerte am 7. 4. 1966, Bernd Eichmeyer und Frau Gudrun, 7140 Ludwigsburg, Mozartstr. 5
Sohn Stephan am 11. 4. 1966, Dr. med. Hans-Wilhelm Kreysel und Frau Ingeborg, Hamburg-Sasel, Freesienweg 36
Tochter Ute Barbara am 24. 6. 1966, Gerhard Faustmann und Frau Doris, geb. Hintze, Hamburg 52, Osteresch 22
Sohn Andreas am 3. 7. 1966, Reiner Onken und Frau Jutta, 33 Braunschweig, Wilhelm-Busch-Str. 3

Neue Anschrift:

Dr. med. Werner Langheim, Apt. 616 Park Towers, 4801 Sheboygan Avenue, Madison/Wisc. 53705

Bestandene Examen:

Peter Lemburg (Abitur 1958), Hamburg-Altona, Lisztstr. 43, promovierte am 20. 8. 1964 zum Dr. med. mit der Dissertation „Histophysiologische Untersuchungen zum Problem des Flüssigkeits- und Stofftransportes in der frühen Embryonalentwicklung. Experimentelle Studien am Fruchthüllensystem vom Hühnerei."

Jens Hinrichs, Hamburg 50, Bahrenfelder Chaussee 124, promovierte am 30. 9. 1965 zum Dr. med. dent.

Manfred Jenssen (Abitur 1964), Hamburg 50, Griegstr. 25, wurde am 1. 1. 1966 zum Leutnant ernannt

Preise:

Friedemann-Eckart Schwarzkopf, Hamburg-Othmarschen, Handelmannweg 22, Kl. 13b, gewann am 8. 3. 1966 im Aufsatzwettbewerb der Europa-Union, Landesverband Hamburg, mit seinem Aufsatz „Die Krise in Brüssel und die Zukunft Europas" als 1. Preis eine Flugreise nach Brüssel, wo ihm Gelegenheit gegeben wurde, Einblick in die praktische Arbeit der EWG-Kommission zu nehmen.

Hans-Ulrich Müller-Schwefe (Abitur 1966), Hamburg 52, Papenkamp 12, erhielt am 23. 5. 1966 für seinen Abituraufsatz den 3. Preis der „Maria Wolters-Stiftung", mit dem ein Gutschein zum Erwerb von Büchern des deutschen Schrifttums verbunden ist.

Geschenke:

Dr. Wolf-Dieter Lange schenkte dem Verein der Freunde des Christianeums seine Arbeit „Höfische Tradition und individuelles Leben in der ‚Chastelaine de Vergi', ein Beitrag zum Stil der altfranzösischen Versnovelle". Da der Verein keine eigene Bücherei besitzt, hat er das Heft der Lehrerbibliothek des Christianeums übergeben.

Frau Jacoby, Hamburg 55, übergab dem Bibliothekar des Christianeums am 18. 8. 1966 als Geschenk für die Lehrerbibliothek zwei Briefe Theodor Mommsens, die dieser 1864 und 1866 an seinen langjährigen Freund, Prof. Dr. Louis Jacoby, gerichtet hatte, außerdem am 8. 9. 1966 einen Brief Wilhelms v. Kaulbach vom 12. 1. 1858 an Prof. Jacoby.

Verein der Freunde des Christianeums e. V.

Der Vorstand

Der Vorstand besteht nach § 7 der Satzung

1. aus 5 von der Mitgliederversammlung gewählten Mitgliedern und dem gleichfalls von der Mitgliederversammlung gewählten Ehrenvorsitzenden,
2. aus dem von dem Verein ehemaliger Christianeer entsandten Vorsitzenden dieses Vereins,
3. dem Direktor des Christianeums,
4. dem von der Lehrerschaft gewählten Lehrer als Schatzmeister,
5. dem Vorsitzenden des Elternrats.

Danach setzt sich der gegenwärtige Vorstand wie folgt zusammen:

Zu 1. Ehrenvorsitzender: Dr. iur. Max Raabe, Hmb 52, Dörpfeldstr. 10
Vorsitzer: Prof. Dr. med. Hans Kowitz, Hmb 50, Bei der Rolandsmühle 18
Stellv. Vors.: Dr. iur. Klaus Raabe, Hmb 52, Friedensweg 39

Schriftführer: Dr. iur. Gerd Magens, Hmb 50, Gr. Bergstr. 262
Frau Elisabeth Höhne, Hmb 52. Giesestr. 6
Herr Willi Kitzerow, Hmb 55, Danielsenstieg 3

Zu 2. Rechtsanwalt Friedrich Sager, Hmb 52, Adickesstr. 30

Zu 3. Oberstudiendirektor Hans Kuckuck, Hmb 13, Jungfrauenthal 14

Zu 4. bis 29. IV. 66: Oberstudienrat Dr. Nis Nissen, Hmb 50, Julienstr. 1
ab 29. IV. 66: Studienrat Dr. Friedrich Sieveking, Hmb 55 Wilmanns Park 3

Zu 5. Dr. iur. Helmut Bothe, Hmb 52, Baron-Voght-Str. 25

Jahresbericht 1965/66

1. Mitgliederbewegung: Die Zahl der Mitglieder ist von 857 auf 883 angewachsen, die der Spender mit 41 gegenüber 42 etwa gleichgeblieben. Nach dem Stand vom 1. IV. d. J. setzen sich die Mitglieder zusammen aus 393 Schülereltern, 472 ehemaligen Schülern und Freunden und 18 Lehrern, wobei zu beachten ist, daß diese Abgrenzung nicht scharf sein kann, weil sich unter den Schülereltern auch ehemalige Christianeer und 3 weitere Mitglieder des Lehrerkollegiums befinden. Es schieden im Berichtsjahr 49 Mitglieder aus, 75 wurden aufgenommen. Von allen 496 Schülereltern sind 103 nicht dem Verein beigetreten, darunter befinden sich allerdings 5 Spender. Die Mitgliedsbeiträge sind i. a. gut eingegangen. Für die überwiesenen Spenden sind über DM 4 762,– (im Vorjahr 3 104,–) Spendenscheine ausgegeben worden.

2. Der Vorstand ist am 14. XII. 65 zu einer Beratung zusammengetreten. Aus den Mitteln des Vereins ist dem Christianeum der Betrag von DM 3 000,– zur Verfügung gestellt. In der Verteilung ist der Vorstand dem Vorschlag des Direktors gefolgt.

3. Die Mitgliederversammlung fand am 20. Mai 1965 statt. Im Anschluß an den Bericht des Vorsitzers und des Schatzmeisters wurde dem Vorstand Entlastung erteilt. An Stelle des verstorbenen Herrn OStD a. D. Dr. Lange wurde Herr Willi Kitzerow in den Vorstand gewählt. Die Veranstaltung des Winterfestes wurde beschlossen.

4. Das traditionelle Winterfest fand, nachdem es 1963 und 1964 hat ausfallen müssen, am Freitag, dem 12. November 1965, statt. Dank den hervorragenden Darbietungen der Schule war ihm ein guter Erfolg beschieden. Herr OStR Paschen hat darüber in unserer Zeitschrift „Christianeum", 21. Jahrg., Heft 3, Dez. 65, berichtet.

5. Die Zeitschrift des Vereins ist 1965 dreimal erschienen.
Heft 2, Oktober 1965, diente dem ausführlichen Bericht über die Dantefeier im Christianeum am 5. Mai 1965.

Die Herausgabe dieses Sonderheftes wurde durch Spenden von Herrn Dr. Salb (DM 1 000,–) und Frau Helga Schorr-Reemtsma (DM 250,–) und einen Zuschuß der Schulbehörde (DM 700,–) ermöglicht.

6. Der Kassenbericht für die Zeit 1. April 1965 bis 31. März 1966

I. Einnahmen:

1. Mitgliederbeiträge u. Spenden	DM 9 590,70
2. Beitr. u. Spenden v. Verein ehem. Christianeer	1 789, –
3. Sonderspenden (Schülerreisen, Winterfest, Zeitschrift, Schülerzeitschrift)	2 044, –
4. Zinsen	14,28
5. Erstattungen (Telef.)	297,10
6. Winterfest	2 457,40
zusammen	16 192,48

II. Ausgaben:

1. Druck: Einladungen usw.	DM	174,10	
2. Druck: Zeitschrift		9 341,35	
3. Porto u. Telefon		1 005,44	
4. Bahn		71,05	
5. Bürobedarf		375, –	
6. Winterfest		1 422,29	
7. Sonstiges		109,35	
8. An das Christianeum		3 979,90	
zusammen			16 478,48
		Unterschuß	286, –

Kassenbestand am 1. April 1965	DM	4 422,84
Jahr 1965/66 Unterschuß		286, –
Kassenbestand am 31. März 1966		4 136,84

In Worten: Viertausendhundertsechsunddreißig 84/100 D-Mark.

Dr. Kowitz

Vereinigung ehemaliger Christianeer (V. e. C.)

Bericht über das Jahr 1965

Das Jahr 1965 trug in seinem Verlaufe wieder alle unsere traditionellen Veranstaltungen.

Das Frühjahrstreffen als Frühschoppen am Himmelfahrtstage versammelte am 27. Mai eine kleine Schar auf der luftigen Terrasse des „Elbschloß Teufelsbrück", direkt gegenüber Teufelsbrück. Der warme sonnige Frühlingsmorgen ermöglichte es, die ganze Zeit über im Freien zu sitzen und beim Austausch der Erinnerungen den Elbestrom und die vielen Ausflügler auf der Uferpromenade zu betrachten.

Die hochsommerliche Dampferfahrt auf der Unterelbe am Sonnabend, dem 28. August, mit Musik und Tanz an Bord, mit der Kaffeepause in der „Insel" in Stade hatte der Wettergott geradezu ausnehmend begünstigt. Wochenlang hatte es bis zum Tage vorher fortwährend in Strömen gegossen. Am Sonntagmorgen darauf weckte uns der gegen die Scheiben peitschende Regen aus dem Schlaf. Am Sonnabend aber schien fortwährend die Sonne. Ein besonderer Dank gilt

Frau v. Strampf vom Heimat- und Geschichtsverein in Stade für ihre charmante und von liebevoller Sachkunde getragene Führung durch die Altertümer und Sehenswürdigkeiten der Stadt Stade.

Die Fahrt fand allseitig großen Anklang. Als besonders glücklich erwies sich die gleichzeitige Teilnahme des Kollegiums und der Elternvertreter des Christianeums.

Das Winterfest der Schule, veranstaltet vom Verein der Freunde am Freitag, dem 2. November, in den Räumen der Elbschloß-Brauerei in Nienstedten und die Zusammenkunft der Ehemaligen zwischen den Jahren am 29. Dezember in der Gaststätte „Zur Erholung" neben dem Liliencron-Theater in Groß-Flottbek schlossen das Jahr und gaben vielen Ehemaligen die Möglichkeit, sich für ein paar Stunden bei einem Glas Bier oder Grog oder einem Johannisbeersaft um den Tisch herum zusammenzusetzen.

Friedrich Sager

Der Kassenwart

Hiermit bitte ich alle Mitglieder, den für das Geschäftsjahr 1966 fälligen Beitrag (DM 6,–) auf eins der folgenden Konten zu überweisen: Postscheckkonto Hamburg 10780 oder Vereinsbank, Filiale Harburg, Nr. 16/07811.

Detlef Walter
2104 Hamburg 92
Wiedenthaler Bogen 3g, Tel. 7 96 22 91

Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e. V.

Geschäftliches

Bemerkenswerte Spenden seit dem letzten Bericht sind eingegangen von den Damen bzw. Herren bzw. Firmen: Pinckernelle, Georg W. Claußen, Dr. H. U. Schmidt, John T. Eßberger, Kueper u. Co., Gertrud Reemtsma, Zenner, Hermanussen, Volland, Kniep, F. Carstens, Dr. H. M. Wittenburg, Pragua, Dr. med. Schaefer, B. Engelhardt, J. Thomsen und J. Marlow.

Dr. Nissen

Am 29. April 1966 hat der Unterzeichnende auf Grund eines Beschlusses des Lehrerkollegiums am Christianeum (vgl. Satzung § 7 [4]) das Amt des Geschäftsführers und Schatzmeisters übernommen. Herr Dr. Nissen gibt nach 18jähriger Tätigkeit diese Aufgabe aus Altersgründen ab.

Das neue Geschäftsjahr hat begonnen. Der Verein bittet dringend, die am 31. 3. gemahnten Beiträge für das abgelaufene Jahr zu ent-

richten. Gleichzeitig wollen die Mitglieder bitte an den § 5 der Satzung denken, nach dem der Beitrag zu Beginn des Geschäftsjahres, also jetzt, zu zahlen ist. Die Konten des Vereins sind

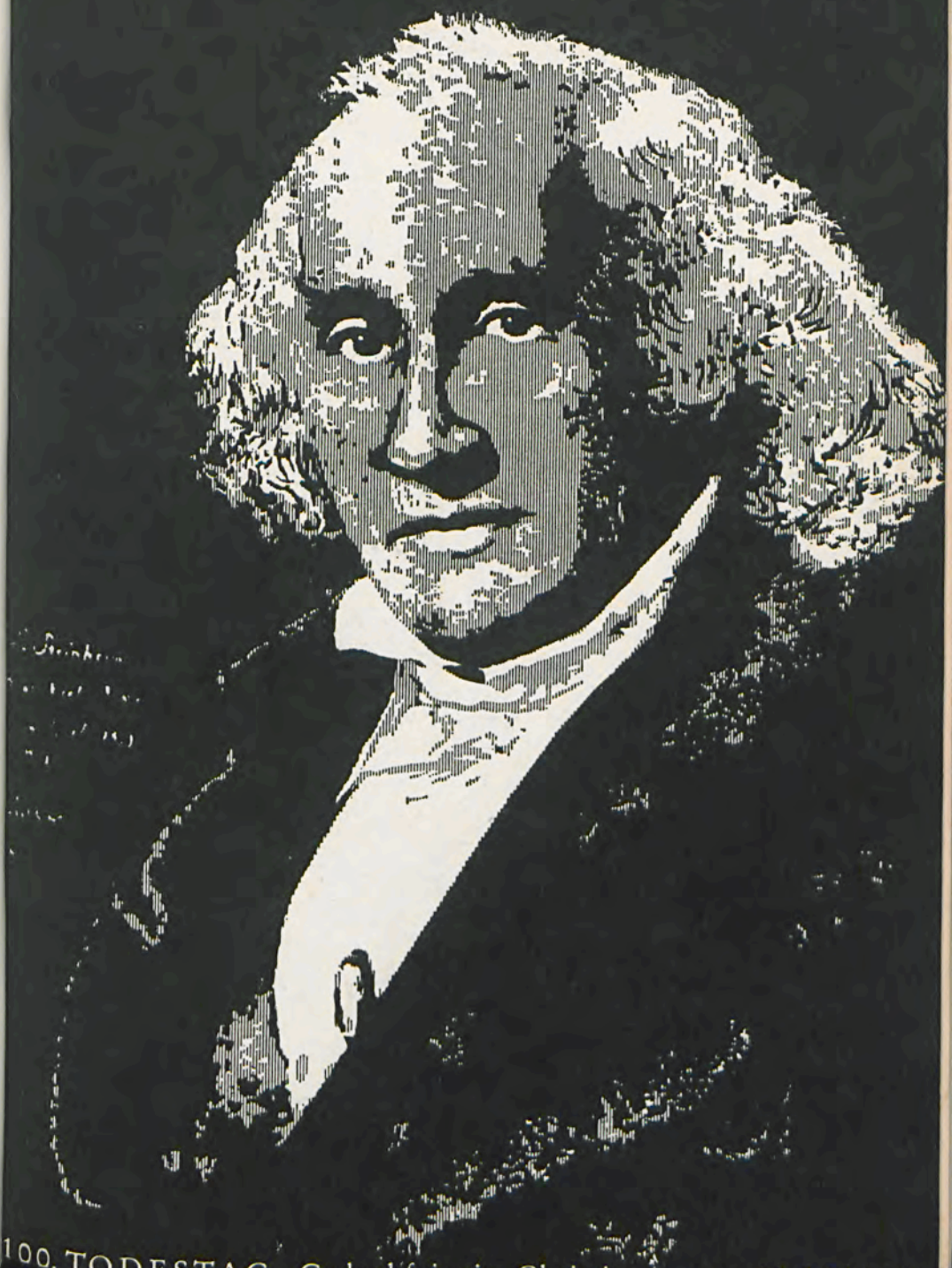
1) Postscheckkonto: Hamburg 402 80,
2) Hamburger Sparkasse von 1827, Konto Nr. 65/25 026.

(Konteninhaber beidemal: „Verein der Freunde des Christianeums") Barzahlung an den Hausmeister des Christianeums ist möglich. Die Mitglieder wollen bitte das neue Sparkassenkonto beachten; das bisherige Konto bei der Neuen Sparkasse von 1864 wird aufgehoben, ist also nicht mehr zu benutzen.

Schreiben Sie bitte bei Überweisungen den Absendernamen und die Anschrift vollständig und deutlich; sonst sind Verwechselungen leicht möglich. – Spenden an den Verein der Freunde des Christianeums sind gemäß St.-Nr. 215 K 498 452 des Finanzamtes für Körperschaften in Hamburg im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig bei der Einkommen- und der Lohnsteuer. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens DM 10,– unaufgefordert einen Spendenschein aus.

Dr. Friedrich Sieveking, Hamburg-Blankenese, Wilmans Park 3

SALOMON LUDWIG STEINHEIM

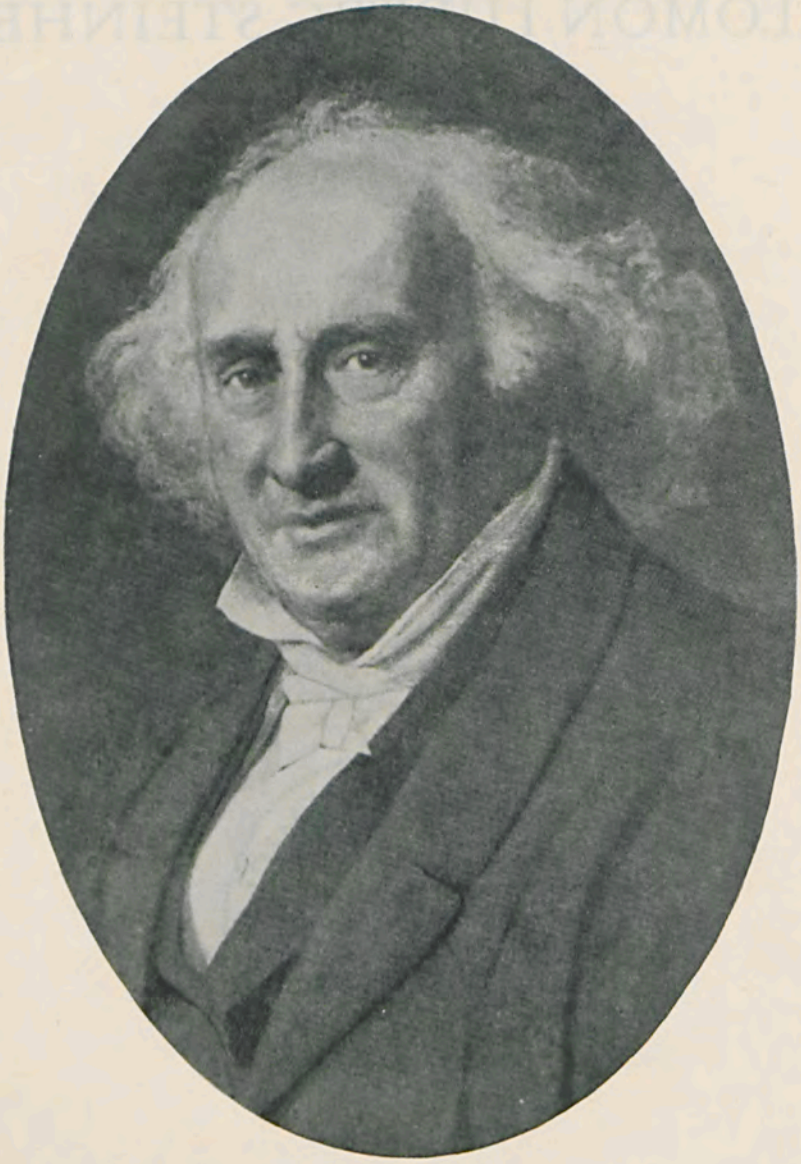


100. TODESTAG · Gedenkfeier im Christianeum am 23. Mai 1966

SALOMON LUDWIG STEINHEIM

100. TODESTAG

GEDENKFEIER IM CHRISTIANEUM AM 23. MAI 1966



Salomon Ludwig Steinheim
(Photographie aus den letzten Lebensjahren)

Die Gedenkfeier am 23. Mai 1966

G. F. Händel: Orgelkonzert F-Dur, Op. 4 Nr. 4, Allegro

Begrüßung. Oberstudiendirektor Hans Kuckuck 5

Ansprache. Dr. Werner Maschek, Bezirksamtsleiter von Altona . . 10

Festvortrag: „Salomon Ludwig Steinheim,
ein bedeutender Bürger von Altona",
Prof. Dr. Hans-J. Schoeps, Erlangen 13

Schlußworte. Dr. H. M. Graupe,
Leiter des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden 27

G. F. Händel: Orgelkonzert F-Dur, Op. 4 Nr. 4, Andante und Allegro

Mitwirkende:

Orgel: Jürgen Lamke, 13 b, und das Orchester des Christianeums
unter Leitung von Oberstudienrat Roderich Borm

Der Leiter des Christianeums

Verehrte festliche Versammlung!

Im Namen des Christianeums begrüße ich Sie alle herzlich, die Sie sich zu dieser Stunde hier versammelt haben, um eines großen Bürgers der Stadt Altona ehrend zu gedenken, des Arztes, Philosophen und jüdischen Theologen Salomon Ludwig Steinheim.

Zu unserer großen Freude ist ein Angehöriger der Familie Steinheim anwesend: Aus La Paz in Bolivien ist heute zu uns gekommen Herr Franz D. Lucas, ein Urgroßneffe Steinheims. Er hat vor einigen Jahren den literarischen Nachlaß Steinheims dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg übergeben und damit einen letzten Willen Steinheims erfüllen können. Das Hamburger Staatsarchiv zeigt vom heutigen Tage an die wichtigsten Stücke in einer kleinen Ausstellung im Altonaer Rathaus.

Als den Vertreter der Hansestadt begrüße ich herzlich Herrn Bezirksamtsleiter Dr. Maschek. Ich begrüße in ihm aber vor allem, wenn ich so sagen darf, den Nachfolger im Bürgermeisteramt der Stadt Altona, der Steinheim über 30 Jahre lang gedient hat. Als Vertreter der Schulbehörde darf ich in unserem Kreise begrüßen Herrn Staatsrat Dr. von Heppe.

Ich begrüße ferner mit großer Freude in ihren Vorsitzenden und Ehrenvorsitzenden die Vertreter der jüdischen Gemeinde Hamburgs und der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Ich begrüße die Vorsitzenden des Vereins für Hamburgische Geschichte und die Direktoren des Hamburger Staatsarchivs und des Altonaer Museums und ihre Mitarbeiter.

Die Medizinische Fakultät der Universität Kiel hat zu unserer Freude entsandt den Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin, Herrn Prof. Dr. Robert Herrlinger.

Ich begrüße den Leiter des neugegründeten Hamburger Instituts für die Geschichte der deutschen Juden, Herrn Dr. Graupe, und danke ihm herzlich, daß er uns geholfen hat, einen Querschnitt durch das literarische Werk Steinheims in den Vitrinen der Halle zu zeigen.

Und zum Schluß begrüße ich herzlich den Direktor des Seminars für Religions- und Geistesgeschichte der Universität Erlangen, Herrn Prof. Dr. Hans-Joachim Schoeps, als den Initiator der Steinheim-Forschung und den Hauptredner der Feierstunde.

Salomon Ludwig Steinheim wurde im Jahre 1804 am 15. August in die Matrikel der Schule eingetragen, er besuchte die Schule bis zum Jahre 1807 und verließ sie mit einem vorzüglichen Abgangszeugnis am 3. September dieses Jahres. Um es gleich ehrlich zu bekennen: unsere Schule hatte diesen prominenten Schüler ganz und gar vergessen. Als Herr Dr. Goeman vom Erlanger Institut für Religions- und Geistes-

geschichte vor etwa 1½ Jahren das Christianeum aufsuchte, um für seine Dissertation* den Spuren Steinheims nachzugehen, konnte unser Archivar Herr Dr. Renn ihn nur mit Mühe – der Namensungleichheit wegen – in der Schulmatrikel auffinden. Erst jetzt, bei erneutem Suchen anläßlich der Vorbereitung der heutigen Gedenkfeier, stieß unser Archivar in alten Protokollbüchern auf eine Reihe von Zeugnisentwürfen, die der damalige Rektor des Christianeums Jakob Struve seinen Amtskollegen vorschlug und die von diesen kommentiert wurden. Und jetzt können wir dank dreier ausführlicher Eintragungen den Ausbildungsweg Steinheims im Christianeum von seinem 15. bis zum 18. Lebensjahr überschauen.

Wenigstens ein kleiner Auszug sei hier mitgeteilt: Rektor Struve notierte über die Aufnahmeprüfung: „Mittewochen den 15. August 1804. Eben habe ich 1½ Stunden hindurch einen jüdischen Jüngling gut 15 Jahre alt, welcher sich ehegestern fürs Gymnasium meldete, namens Salomo Levi, einen Sohn nicht unvermögender Eltern aus dem Corveyischen, examinirt. Er ist zwey Jahre hindurch bey einem dortigen catholischen Geistlichen in Pension gewesen, u. hat auch bey einem französischen Ausgewanderten Unterricht gehabt. Er ist consideratis considerandis sehr gut im Lateinischen, und spricht recht artig französisch; in beyden Sprachen sind ihm auch die Regeln der Grammatik und Syntaxis schon mehr u. weniger bekannt; selbst in der Geschichte und Geographie ist er durch Selbststudium nicht ohne alle Kenntnisse. Meine Stimme ist ohne Bedenken für Prima; ich erwarte, ob M. h. Herren Collegen derselben beytreten können, oder auf den nächsten Sonnabend eine Conferenz zum Examen wünschen. Ein hiesiger jüdischer Einwohner Salomo Meyer in der Schmiedestraße, bey dem er wohnt, sagt für ihn gut, und ich habe beyden aufgegeben Ihnen insgesamt heute, oder morgen, ihre Aufwartung zu machen."

„Die Amtskollegen" – so heißt es in den Anmerkungen – „fanden keine Bedenklichkeit, ohne weiteres Examen vorgenannten Jüngling in Prima aufzunehmen."

In Steinheims „Biographischen Bruchstücken", die im Hamburger Staatsarchiv aufbewahrt werden, finden wir von Steinheims Hand einen Gegenbericht über diese Aufnahmeprüfung. Hier lesen wir es völlig anders. Die Überlegungen des prüfenden Pädagogen gingen eben dahin, den Prüfling ja nicht merken zu lassen, einen wie guten Eindruck er auf den Prüfer gemacht habe. Steinheim schreibt über die Aufnahmeprüfung im Christianeum: „Mit großem Selbstvertrauen verfügte ich mich, geführt von meinem Lehrer, H. S. S. Meier, der mir noch mehr zutraute, nach dem Gymnasium zur Prüfung meiner Kenntnisse im Lateinischen. Ich dachte Wunder wie weit ich es darin gebracht hätte, mein guter Lehrer ging darin noch weiter. Wie groß aber war seine Enttäuschung, als er erfuhr, wie schlecht ich bestanden sei, und

* Gerd-H. Goeman, S. L. Steinheim, ein Gelehrter des Biedermeier. Dissertation (phil.) Erlangen 1966.

wie elend das mitgebrachte Latein selbst sei, das mir mein katholischer Pfaff beigebracht habe. Wie er später erfuhr, daß ich in Prima aufgenommen wurde, nicht meiner Kenntnisse, sondern meines alters wegen, nämlich der 15 Jahre, die ich gelebt, und bei magerem Lateinischfutter verträumt habe; und nur unter der ausdrücklichen Ermahnung, durch Fleiß zu ersetzen und die Stellung eines Primaners zu rechtfertigen. Dies erstrebte ich denn mit dem äussersten Fleiße und unendlichem Ehrgeize. Dabei schämte ich mich nicht, die ersten Lectionen – wahrhafte Lectionen, d. i. Lesenlernen, – im Griechisch in der untersten Klasse mit den kleinen Quartanern zu besuchen: wo ich dann wie ein großer Lümmel von Kuckuck in dem Neste neben den winzigen Grasmücken von Schülern und abcschützen Platz zu nehmen [hatte]. Es sollte indeß mein Verweilen unter diesen Penälern nicht von langer Dauer sein. Unter den Primanern meiner Klasse fand ich einen Knaben meines alters und meiner Religionsgenossenschaft, einen sehr begabten Kopf, der mich in den Anfangsgründen des Griechischen unterrichten wollte. Noch danke ich dem längst verstorbenen jungen Freunde, daß er mich aus dieser ungleichen Gesellschaft [von] Quartanern und Tertianern erlöste."

Daß der neue Christianeer alle in ihn gesetzten Erwartungen übertraf, bestätigt ein Zeugnis, das derselbe Rektor etwa zwei Jahre später, am 17. 7. 1806, entwirft: „Der Selectaner Levy wünscht von uns ein deutsches Zeugniß unsers Collegii um solches seiner Mutter mittheilen zu können. Ich mache dazu folgenden Entwurf

Wir Directoren und übrigen Professoren
des Königl. Christianei zu Altona

bezeugen mit dem herzlichsten Vergnügen, daß wir an dem bescheidenen talentvollen, und biedern Jüngling Salomon Levy aus Bruchhausen im Westphälischen einen unsrer würdigsten Schüler haben. Er kam im Herbst 1804 mit ziemlichen Vorkenntnissen im Lateinischen und Französischen zu uns, war in Prima so fleißig, daß wir ihn schon Michaelis 1805 in Selecta versetzen konnten, wo er mit eben dem Eifer seine Studien fortsetzte. Diesem musterhaften Fleiße und seinen sehr guten Naturgaben hat er nächst Gott und unserm Unterrichte es zu verdanken, daß er jetzt in alten und neuen Sprachen namentlich auch in den beyden ihm vorher ganz unbekannten, der griechischen und englischen, und eben so in den Vorbereitungswissenschaften, besonders der Mathematik vorzüglich gute Kenntnisse besitzt. Wir halten uns überzeugt, daß der gute Jüngling fortfahren wird sich stets unser und aller biedern Männer Liebe und Achtung zu erwerben und zu erhalten.

Altona den 17ten Jul 1806 nach einem Decrete
des Collegii Professorum, unter dem Siegel des
academischen Gymnasii und meiner, des Directoris,
eigenhändiger Unterschrift

J. Struve"

Die Herren Professoren glossieren in Nachschriften Rektor Struves Entwurf: „Dem rühmlichen Zeugnis für den Selectaner Levi stimmen wir mit Vergnügen bei. ".

Auch das öffentliche Abgangszeugnis, das Steinheim zum Ende seines letzten Schuljahres am 3. 9. 1807 erhält, ist voll warmherziger Anerkennung der erzielten Leistungen und der gewonnenen Lebensart – ja das kühlere Latein, in dem das Abgangstestimonium abgefaßt werden mußte, scheint es dem Rektor (wieder unter Acclamation aller Professoren) zu erlauben, die liebevolle Zuneigung, die das Christianeum zu diesem Schüler gefaßt hat, offen zuzugeben. Dreimal fällt das Wort Liebe: wir geben umso lieber der bescheidenen Bitte um ein Abgangszeugnis nach, quo dignior is semper amore nostro fuit. Ferner: perrexit strenue amorem nostrum promereri et reliquis omnibus nostris exemplo esse und schließlich: Iam dimittimus iuvenem dilectissimum cum spe certissima, fore, ut porro ad optima quaevis enitatur.

Von diesem optimum, das Steinheim in seinem Lebenswerk erreicht hat, wird der Festvortrag berichten. Uns ist wichtig, daß der jüdische Schüler unvoreingenommene Beurteilung und warmherzige Förderung empfing.

Daß das kein Einzelfall war, zeigt ein weiterer Fund, den wir – angeregt durch Herrn Dr. Graupe – in diesen Tagen in unserem Archiv machten. 20 Jahre vor Steinheim, im Jahre 1783, besuchte, aus Litauen über Berlin kommend und von Moses Mendelssohn empfohlen, ein anderer hervorragender jüdischer Denker das Christianeum: Salomon Maimon, Kants scharfsinniger Kritiker. Auch er fand in den zwei Jahren seiner Schülerzeit, wie die Protokolle zeigen, offene Anerkennung und Förderung. In der Matrikel findet sich der Zusatz: optimus Judaeorum (das Christianeum zählte also eine ganze Reihe jüdischer Schüler). Nicht ohne Betroffenheit lesen wir heute den Schlußsatz eines Zeugnisses und Empfehlungsschreibens für Salomon Maimon: „Ich wünsche ihm edeldenkende Gönner, die ihn zu weiterer Fortsetzung seiner Studien und Aufheiterung seiner Begriffe mit Wohltaten unterstützen, und das Lob einer christlich-großmüthigen Gesinnung bey seinen Glaubensverwanten bewähren und verherrlichen mögen." *

Die Zeiten des glücklichen Zusammenlebens- und -lernens jüdischer und christlicher Schüler im Christianeum sind unwiderruflich vergangen. Düstere Kapitel der deutschen und jüdischen Geschichte finden in unserer Schulmatrikel ihren Niederschlag in lakonischen Notizen: Abgegangen mit Primareife ohne Abitur, ausgewandert ins Ausland – und das sind noch die glücklichsten Eintragungen. Das Christianeum hat heute Vormittag das Gedenken an seinen großen Schüler Salomon Ludwig Steinheim verbunden mit einem Gedenken für den Christianeer Walter Lichtheim, geboren in Altona am 21. 11. 1919, eingetreten in die Sexta des Christianeums zu Ostern 1930, nach glattem Durchlauf mit Primareife abgeschult zu Ostern 1936, transportiert nach Litzmann-

---

s. Anhang

den 3ten September 7.

Unser geschätzter Selectaner Levi, der, wie er anzeigt, nach dem Beyspiele seiner ganzen Familie den ehemals schon von ihnen geführten Zunamen Steinheim, wieder angenommen hat, ersucht uns um ein öffentliches Zeugniß; folgendes ist mein Entwurf:

Christianei Regii Altonani Director
atque Professores reliqui
Lectoribus
S. P. D.

Petiit a nobis iuvenis ornatissimus, Salomon Levi, cognomine hic iam a tota familia adscito, Steinheim, Bruckhausena-Questphalus, ut sibi vitae et studiorum publicum Collegii nostri testimonium scriberemus. Nos vero eo lubentius annuimus modeste petenti, quo dignior is semper amore nostro fuit. Etenim ex quo ante hos tres annos ad disciplinam nostram accessit iuvenis optimae indolis, numquam non et laudabilissima morum honestate, et indefessa in studiis humanioribus diligentia non publica magis, quam domestica, fuit conspicuus. Propterea potuimus iam post annuum tempus ~~ipsum~~ ex prima classium inferiorum ipsum ad supremum apud nos, eumque academicum, iuvenum studiosorum ordinem promovere. Quo facto perrexit strenue amorem nostrum promereri et reliquis ~~iuvenis~~ omnibus nostris exemplo esse. Ex his per se patet, eum in omnibus litterarum humaniorum partibus laudabilissimos fecisse profectus. Iam dimittimus iuvenem dilectissimum cum spe certissima, fore, ut porro ad optima quaeuis excitatur.

Altonae ex decreto Collegio Professorum d. 3. m. Sept. 1807.

Hr.

Dieser Zeugnisse stimme ich mit Vergnügen bei.

Auch ich gebe diesem Zeug. Glauben nisse meinen völligen Beifall.

Ml. J. Feldmann

Ich stimme gleichfalls diesem Zeugnisse mit Vergnügen bey.

E. G. Lilie.

Entwurf des Abgangszeugnisses Steinheims von 1807
(Archiv des Christianeums)

stadt am 25. 10. 1941 und nicht zurückgekehrt. Wir haben diese schlimme Nachricht, die erste ihrer Art, die uns von seinem in Australien lebenden Bruder Ludwig im vergangenen Herbst überbracht wurde, heute nachgetragen in unser Gedenkbuch für die gefallenen und vermißten Christianeer. Wir glaubten, keinen besseren Tag dafür finden zu können als den heutigen, an dem, an Salomon Ludwig Steinheims 100. Todestag, mit dem Gedenken an das glückliche Vollenden eines reichen Lebens eine glückliche Seite unserer Schulgeschichte aufgeschlagen werden kann.

Und nun möge die Gedenkfeier für Salomon Ludwig Steinheim, die gehalten wird an dem Gedenktag der Verkündung des Grundgesetzes der Bundesrepublik, einen guten Verlauf nehmen.

Hans Kuckuck

---

ex officio

Extractus
Protocolli Collegii Gymnasiarchalis Altonani
d. 18. September 1805

Ward der Vorschlag des Herrn Directors und Professors Struve, daß dem Gymnasiasten Levi, dem wegen seines besonderen Fleisses und gesitteten Betragens ein vorzügliches Zeugniß ertheilet worden, aus dem vorhandenen Überschusse der kleineren Stipendien ein Aufmunterungs und Unterstützungs-Geschenk verliehen werden möge, von dem Gymnasiarchal-Collegio dahin genehmigt, daß demselben in Rücksicht solchen Zeugnisses und seiner großen Dürftigkeit fünfzig Mark zu bewilligen.

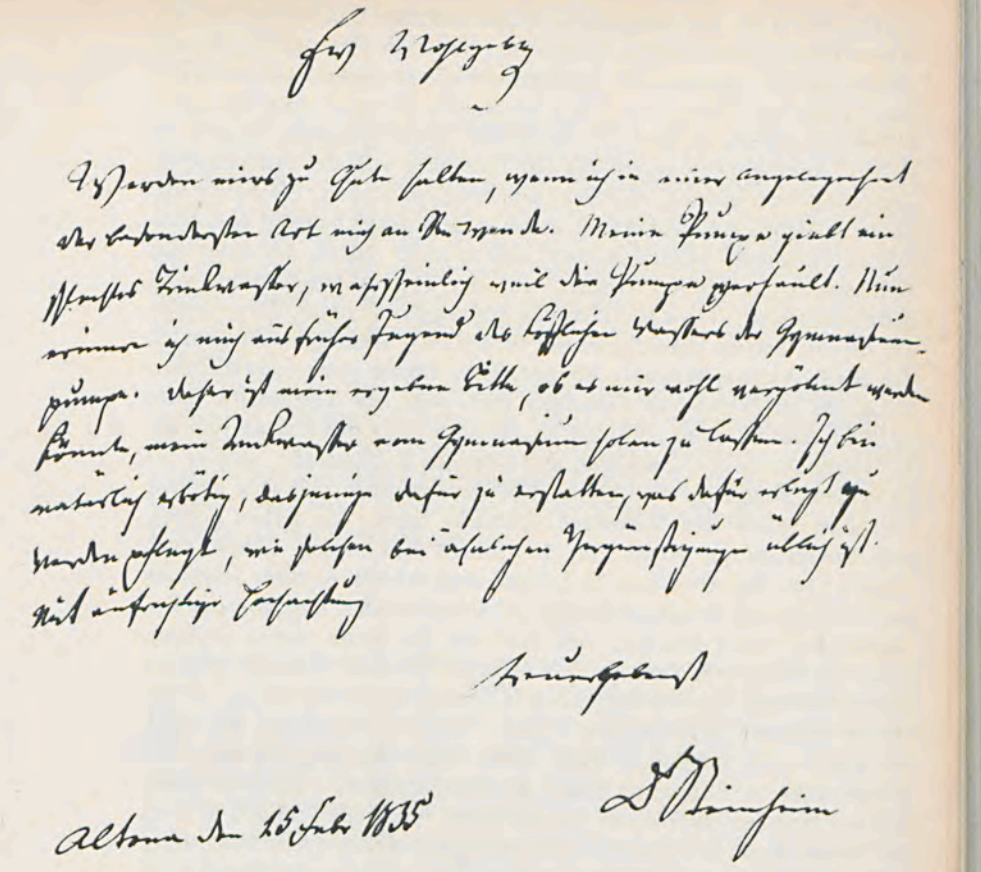
in fidem

Lange

Bezirksamtsleiter Dr. Werner Maschek

Herr Staatsrat, meine Damen und Herren!

Wir alle, die wir auch irgendeinmal Schüler gewesen sind, hatten das Vergnügen, soeben einige Interna aus dem Kollegium Christianei zu hören. Es liegt nahe, daß der Verwaltungsmann und Kommunalpolitiker mehr vielleicht an den Bürger Steinheim denkt; der Wissenschaftler Steinheim wird in diesem Festvortrag aus berufenerem Munde gewürdigt werden. Steinheim hat sich wahrhaftig sehr, und mehr, als mancher von uns weiß, und mehr, als mancher andere, der uns bekannt ist, um Altonas Gemeinwohl verdient gemacht. Wenn wir uns zurückversetzen in die Zeit vor 150 Jahren, als das Elbwasser noch nicht so schmutzig



Brief Steinheims an den Direktor des Christianeums Eggers

war wie heute, dann fanden wir dort, wo jetzt der Fischereihafen mit der Auktionshalle liegt, die erste Flußbadeanstalt in Altona. Darin tummelten sich 1834 z. B. täglich bis zu 1000 badelustige Altonaer. Das Baden sollte Gelegenheit bieten, schwimmen zu lernen, um zahlreichen Unfällen durch Ertrinken vorzubeugen; so stand es damals zu lesen, und auch sollte den Eltern die Sorge abgenommen werden, daß ihren Kindern beim unbeaufsichtigten Baden etwas zustoßen könnte. Der Anleger, Förderer und Unternehmer dieser Badeanstalt in Altona (die übrigens unentgeltlich und bis abends 10 Uhr benutzt werden durfte) war Dr. Salomon Ludwig Steinheim, dessen wir heute gedenken. Er hatte im Oktober 1826 in den Altonaer Adreß-Comptoir-Nachrichten eine Zeile einrücken lassen, die von bestem Erfolge gekrönt war: schon

im Juni 1827, ein Jahr später also, wurde mit zwei Badeflößen am Elbufer in Höhe des damaligen Judentores (das ist die Gegend, die ich eben schilderte) der Badebetrieb eröffnet. Steinheim hatte auch als Arzt mehr als genug Gelegenheit, sein berufliches Können nicht nur unter Beweis zu stellen, sondern in den Dienst des allgemeinen Wohles zu stellen. Anfang 1814 waren die aus Hamburg von der französischen Besatzung vertriebenen, meist sehr armen Einwohner der Nachbarstadt, die nach Altona geflohen waren, durch viele Seuchen bedroht und ärztlich zu versorgen. Hierzu bestand um so mehr Anlaß, als unter den Geflüchteten damals, wir erinnern uns, der Typhus ausgebrochen war, der damals bereits etwa 1000 Kranke hinweggerafft hatte. Erfahrungen auf diesem Gebiete hatte Steinheim bereits im Vorjahre, als Armenarzt der Stadt Altona, sammeln können. Eine Frucht dieser schrecklichen Ereignisse ist Steinheims damaliges Buch über den Typhus im Jahre 1814 in Altona. Seine Hauptwirkungsstätte war das hiesige jüdische Krankenhaus in der damaligen und heutigen Königstraße, dem er bis zu seinem Weggange aus Altona 1845 unermüdlich und treu gedient und auch später sein Vermögen vermacht hatte. Wir haben gehört, daß Steinheim im Alter von 15 Jahren mit seinen Eltern nach Altona kam. Im Alter von 22 Jahren, nach Abschluß seines Studiums in Kiel, ließ sich Steinheim wieder in Altona nieder, und von der Bescheidenheit eines Mannes, von dem wir bis heute wenig wußten, zeugt wiederum eine Anzeige im damaligen Altonaer Adreß-Comptoir vom 1. Februar 1812 mit folgendem lapidaren Satze: Ich wohne bei der Witwe Madam Carstens, Im Grunde Nr. 69, Steinheim Dr. med. 30 Jahre nach Steinheims Tode stiftet Pius Warburg, Bankier und Kunstmäzen in Altona, so lauten die Eintragungen, – ich freue mich, daß ein Namensträger dieser Familie unter uns weilt – 15 000 M. Aus den Zinsen dieser dem Andenken Steinheims gewidmeten Stiftung sollte damals ein Schüler Altonas unter dem Namen Steinheim-Stipendium einen Zuschuß zu seinem Studium erhalten. Herr Prof. Schoeps hat mir vor einer Stunde im Rathaus Altona ein Exemplar seines Steinheim-Werkes für die Freie und Hansestadt Hamburg überreicht.* Ich darf Ihnen, sehr verehrter Herr Professor, auch hier coram publico sehr herzlich danken. Ich habe heute nachmittag an der Stelle, wo jedenfalls im Jahre 1938 noch der Grabstein Steinheims gestanden hat, einen Kranz niedergelegt; und es freut mich, daß Sie, Herr Lucas, mit dabei sein durften. Hamburger und Altonaer Bürger gedenken Dr. Steinheims und ehren ihn für künftige Zeiten, indem heute mitten im Aufbaugebiet Neu-Altonas ein Platz im früheren alten Altona nicht weit entfernt von Steinheims Ruhestätte Steinheims Namen trägt. Mehr noch aber als dieser Name sollte uns allen erhalten bleiben der Geist dieses Mannes, der ein Vorkämpfer gewesen ist für die Gleichheit und die Freiheit aller.

---

* Salomon Ludwig Steinheim. Zum Gedenken. Ein Sammelband. Herausgegeben von Hans-Joachim Schoeps in Verbindung mit Heinz Mosche Graupe und Gerd-Hesse Goeman. E. J. Brill-Verlag. Leiden/Köln 1966.

Prof. Dr. Hans-J. Schoeps, Erlangen

Meine verehrten Damen und Herren!

Wir sind hier heute zusammengekommen, um des 100. Todestages eines großen Altonaer Bürgers zu gedenken, der einer der Vorkämpfer der deutschen und nordeuropäischen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Juden gewesen ist. Als humanistische Kulturpersönlichkeit hat er für die Stadt Altona einiges und als philosophisch gebildeter Arzt für die Religionsphilosophie und Theologie des Judentums im 19. Jahrhundert vieles zu bedeuten. Die große Zeit des deutschen Judentums tritt ja heutzutage nur noch bei historischen Gedenkfeiern in die Erinnerung.

Ich darf Ihnen zunächst einiges über das Leben dieses Mannes, den man einen „letzten Polyhistor der Goethezeit" genannt hat, berichten, um dann in knappster Form sein literarisches Werk und seine geistesgeschichtliche Bedeutung zu würdigen. Es geht mir darum, daß diese zu Unrecht vergessene bedeutende Persönlichkeit aus dem Dunkel der Historie ins Helle gerückt werde.

I. Die Anfänge

Salomon Ludwig Steinheim entstammte einer alten jüdischen Familie. Und zwar war er ein direkter Nachkomme des Jacob Basch aus Prag, der von Kaiser Rudolf II. zum privilegierten Hofjuden ernannt, 1622 ein Adelswappen erhielt und sich Jakob Bassevi von Treuenberg schreiben durfte. Er selber ist am 6. August 1789 in dem Dorfe Bruchhausen bei Ottbergen im Landkreis Höxter geboren worden. Nach dem Beispiel eines Onkels nahm er auf Grund des Kgl. Westfälischen Dekrets vom 27. Februar 1808, daß die mosaischen Religionsgenossen bürgerliche Familiennamen führen müßten, den Namen Steinheim an – nach der ca. 30 Kilometer von Bruchhausen entfernten kleinen Stadt –, während er als zweiten Vornamen bald seines Vaters Namen Levi, bald den deutschen Vornamen Ludwig führte.

Über seine frühe Jugend, in der die Bibel die erste Geisteskost war, die ihm gereicht wurde, hat er auf Bitten seines Freundes M. Isler im letzten Lebensjahr – er war da schon 77 Jahre alt – Aufzeichnungen niedergeschrieben, die für Lebenszuschnitt und Empfindungen von Juden kleiner westfälischer Landgemeinden im Jahrzehnt nach der Französischen Revolution interessant sind. Sie sind in dem aus Anlaß dieser Feier erschienenen stattlichen Gedenkband enthalten. Da Steinheim nur durch eigene Werke und Leistungen gelten wollte, nicht aber durch seine Erlebnisse und Schicksale, ging er im allgemeinen mit biographischen Angaben und Aufzeichnungen sparsam um; z. B. hat er Ludmilla Assing sogar ausdrücklich das Schreiben einer Biographie verboten. So kommt es, daß er zwar illustren – oft recht intensiven – Umgang mit zahlreichen Männern pflog, die in der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts Rang und Namen haben, aber in ihren Werken und

Aufzeichnungen kaum vorkommt, weil sie die Bitte respektierten, seinen Namen nicht zu nennen. Und seine Werke, die den Namen künden sollten, haben damals so wenige verstanden wie später. So kam es, daß dieser bedeutende Mann unverdientermaßen in den Schatten und in Vergessenheit geriet und der Verlauf seines in die Zeitgeschichte und in die Biographie so manches großen Zeitgenossen hinein verflochtenen Lebens nur noch schwer zu rekonstruieren ist.

Nach seines Vaters frühem Tod kam der junge Steinheim, gerade 15 Jahre alt, zusammen mit seinem aus Altona gebürtigen Hauslehrer im Jahre 1804 hierher, um das berühmte Gymnasium Christianeum zu besuchen, in dessen Räumen wir heute zusammengekommen sind. Drei Jahre besuchte er die Anstalt. Herrn Oberstudiendirektor Kuckuck verdanke ich die Kenntnis der im Schularchiv noch erhaltenen und wieder aufgefundenen Zeugnisse. Er wird in ihnen „einer unserer würdigsten Schüler" genannt. Die mit Auszeichnung bestandene Abschlußprüfung am Christianeum hat am 2. Oktober 1807 stattgefunden. Noch im gleichen Jahre bezog er die Universität in Kiel, um Medizin zu studieren. Dort schloß er sich an einen Kreis gebürtiger Holsteiner an – unter ihnen die Theologen Twesten und Pelt –, mit denen er zusammen der Werbung der neu eröffneten Universität Berlin folgte und dort das erste Semester 1810 verbrachte, indem er sich unter den ersten 100 Studenten der Friedrich Wilhelm Universität einzeichnete. Detlev August Twesten, der spätere Kieler Theologe und ab 1835 Nachfolger Schleiermachers in Berlin, Steinheim bis an sein Lebensende in Freundschaft zugetan, berichtet in seinen Tagebüchern von diesem Studentenkreis, zu dem auch der nachmalige Bonner Professor für klassische Philologie Christian August Brandis, der Philologe Zumpt, der Mediziner Georg Heinrich Ritter (später Kiel) und der nachmalige Lützowsche Jäger Birkenstock gehörten. Dieser Kreis kam jede Woche einmal zusammen, um „unter Gesprächen, besonders philosophischen Inhalts, den Abend zuzubringen".

Nach zwei Berliner Semestern kehrte Steinheim wieder nach Kiel zurück, wo er am 5. November 1811 promovierte. Seine Dissertation *De causis morborum* (Imprimatur C. R. W. Wiedemann, Dekan) zeigt bereits eine bemerkenswert philosophische Behandlungsweise des Themas und Interesse für geophysikalische wie geopsychische Einwirkungen auf den Menschen. Schon in dieser Dissertation verrät Steinheim eine in dieser Hochzeit der spekulativ-naturphilosophischen Medizin bemerkenswerte Nüchternheit und postuliert exakt empirische Forschungsmethoden. Bei der Erörterung der verschiedenen Krankheitsursachen äußert er bereits einen Gedanken, der später auf Grund der Zellenforschung von Virchow zum Axiom erhoben wurde: die Harmonie resp. Identität von Physiologie und Pathologie. In seinem medizinischen Hauptwerk, dem nach 12jährigen Vorarbeiten erschienenen groß angelegten Buch *Die Humoralpathologie. Ein kritisch-didaktischer Versuch* (Schleswig 1826, XXIV, 569 pp) wird in Richtung dieses Gedankens mit großen Mitteln und Fachkenntnissen der Versuch fortgesetzt, die tiefe Kluft, die damals noch zwischen Physiologie und Pa-

thologie gähnte, zu überbrücken und die alten humoralpathologischen Doktrinen mit geistreichen Begründungen neu zu beleben.

Als 24jähriger junger Arzt ließ Steinheim sich in Altona nieder*, woselbst er alsbald seine künftige Gattin Johanna (mit jüdischem Namen Hinde) Mathiessen (geb. 1793) kennenlernte, die er im Dezember 1814 ehelichte. Die kinderlose Ehe ist überaus glücklich gewesen; seine Frau war ihm jederzeit eine treue Stütze und verständnisvolle Ratgeberin mit viel selbständigem Geist, Geschmack und Kunstsinn; sie hat ihn noch um 16 Jahre überlebt. Als während der Franzosenzeit 1814 unter den von Davoust aus Hamburg Vertriebenen eine schwere Typhusepidemie ausbrach, war Steinheim einer der erfolgreichsten Kämpfer und Organisatoren in der Abwehr der Seuche, die die ganze Stadt zu infizieren drohte und der auch mehrere bedeutende Ärzte zum Opfer fielen. Das wissenschaftliche Ergebnis dieser Tätigkeit, die von dem Oberpräsidenten von Altona Graf C. D. von Blücher öffentlich belobigt wurde: die Monographie *Über den ansteckenden Typhus im Jahre 1814 in Altona,* hat bleibenden Erfahrungswert. Als dann fast 20 Jahre später im Jahre 1831 Hamburg wiederum von einer Epidemie, der asiatischen Brechruhr oder Cholera, heimgesucht wurde, hat er erneut seinen Mann gestanden und ist auf Grund seines empirischen Materials dem Cholera-Erreger so dicht auf der Spur gewesen, daß ihm – wie seine Arbeiten dieser Jahre beweisen – um ein Haar der unumstößliche Nachweis geglückt wäre, daß der Träger des Cholera-Giftes nur das Wasser sein könne. Nur konnte er mangels eines Mikroskops noch nicht den Bazillus selber nachweisen, wie es ein halbes Jahrhundert später (1882) Robert Koch getan hat.

Überblickt man Steinheims Leben und Tätigkeit in den Altonaer Jahren von 1813 bis 1845, so fällt auf, daß ungefähr um das Jahr 1833 ein Einschnitt ist. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er sich – wenn wir von seinem dichterischen, malerischen und musikalischen Schaffen absehen, das sein ganzes Lebenswerk umrankt – nur seinem ärztlichen Beruf gewidmet. Von den Mitbürgern aller Stände und Konfessionen sehr geschätzt hatte er als praktischer Arzt am öffentlichen Leben teilgenommen und als Wissenschaftler in der Fachwelt Anerkennung gefunden, darüber hinaus aber keine Ambitionen gehabt. Freilich lassen schon seine medizinischen Abhandlungen in den endzwanziger Jahren eine entschiedene Hinwendung zu philosophischen und sogar religiösen Fragestellungen erkennen, aber erst von 1833 bis 1845, dem Jahre seines Wegzuges aus Altona, hat Steinheim sich in zunehmendem Maße als Philosoph und Theologe gefühlt, als Repräsentant der jüdischen Gottes- und Offenbarungslehre, deren Wahrheit zu demonstrieren gerade ihm, obschon Arzt und somit ewiger Laientheologe, zugefallen sei.

---

* Die Altonaer Juden hatten schon unter Schauenburgischer Herrschaft Bürgerrecht und Religionsfreiheit mit dem Privilegium einer beschränkten Gerichtsbarkeit erhalten, das 1641 vom dänischen König bestätigt wurde. Altona hatte zur Zeit Steinheims 25 000 Einwohner, darunter circa 3000 – meist sehr arme – Juden. Vgl. Eduard Beurmann, *Deutschland und die Deutschen II* (Altona 1838), 268 f.

Es kommt nun aber noch hinzu, daß Steinheim sich auch öffentlich und politisch der Sache seiner Stammes- und Glaubensgenossen in Altona und Schleswig-Holstein, ja sogar in Norwegen, annahm, seitdem sein Freund Gabriel Riesser im Jahre 1832 ein periodisches Journal zur Förderung der Emanzipation unter dem Namen *Der Jude* erscheinen ließ. Gegenüber unrichtigen Behauptungen muß ausdrücklich festgestellt werden, daß Steinheim seit seiner Niederlassung in Altona auch am jüdischen Gemeindeleben regen Anteil genommen hat, Mitglied des Gemeindevorstandes gewesen ist, im jüdischen Schul- und Vereinswesen tätig war und vor allem 33 Jahre lang das Ehrenamt eines Hospital- und Armenarztes der Gemeinde bekleidet hat. So war Steinheim auch Mitbegründer und Vorstand eines „Lehrlingsvereins zur Beförderung zünftiger Handwerke unter den israelitischen Glaubensgenossen". 1838 versandte er an die Gemeindemitglieder ein Zirkular, das zur Gründung einer höheren israelitischen Konfessionsschule in Altona aufforderte, „damit in der Jugend Überzeugung und Leben einander durchdringen und eine Generation herangezogen werde, welche in energischem Selbstbewußtsein der lauen Halbheit entgegentrete." Sein Vermögen hat er übrigens testamentarisch Gemeindeeinrichtungen vermacht. Im Protokollbuch der Hochdeutschen Israeliten-Gemeinde Altona, das erhalten blieb und im Hamburgischen Staatsarchiv aufbewahrt wird, ist dieses Testament erhalten geblieben.

In die Jahre 1833–1845 fällt sowohl sein emanzipationspolitisches Schrifttum wie auch die Masse seiner theologischen und philosophischen Publikationen. Es ist nun interessant zu sehen, daß fast alle diese Schriften einen konkret-polemischen Anlaß gehabt haben. Selbst der erste Band des systematischen Hauptwerkes *Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge* (Frankfurt 1835) ist offenbar nur dadurch zur Veröffentlichung gekommen, daß Steinheim sich durch einen Aufsatz des Philosophiehistorikers Heinrich Ritter zu einer öffentlichen Entgegnung gereizt fühlte. Diese ist dann „aus Besorgnis um die Lächerlichkeit unberufener Einmischung" anonym in Hengstenbergs *Evangelischer Kirchenzeitung* (1833, Nr. 94–95), dem Hauptorgan der lutherischen Orthodoxie, erschienen. Es ist wohl nicht als zufälliges Zusammentreffen, sondern als bedeutungsvolles Omen zu betrachten, daß Steinheim die philosophisch-theologische Arena zum ersten Male betritt, um in eine christlich-philosophische Debatte einzugreifen – Ritters Aufsatz hatte geheißen: *Begriff und Verlauf der christlichen Philosophie* – und daß der jüdische Theologe ausgerechnet in einem Organ des orthodoxen Protestantismus zu Wort kommt. Sein nächster Aufsatz, eine Art Exposé des ersten Bandes seiner Offenbarungslehre, ist übrigens in einem katholischen Fachorgan, der *Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie* (Köln 1834) erschienen. Kritiker von jüdischer Seite haben deswegen damals schon den Argwohn geäußert, Steinheims ganze Weltanschauung sei als unjüdisch zu betrachten. Diese Kritiker haben aus ihren Partikularinteressen heraus nie den wirklichen Sachverhalt begriffen, wie er für Steinheim als selbstverständlich feststand, daß die jüdische Position oder, wie Steinheim sagen

würde, die Offenbarungsposition nur innerhalb der allgemeinen geschichtlichen und philosophischen Problematik in kritischer Abgrenzung herausgearbeitet werden könne, daß es aber außerhalb von Zeit und Raum einen jüdischen Standpunkt an und für sich überhaupt nicht gibt. Hinzu kommt natürlich auch, daß bis 1835 wissenschaftlich-theologische Zeitschriften jüdischerseits überhaupt nicht existiert haben. In den Jahren 1835–1850, in denen eine Hochflut solcher Organe zu verzeichnen ist wie nie wieder nachher, hat sich das eigentlich theologische Interesse sehr rasch zugunsten historischer, archäologischer und etymologischer Forschungen verloren. Immerhin ist Steinheim bei fast allen diesen Zeitschriften reger Mitarbeiter gewesen.

II. Der Emanzipationspolitiker

In diese selben Jahre, in denen er auch viel auf Reisen war, fiel auch Steinheims aktives Eintreten für die Emanzipation. Und zwar nahm Steinheim, der schon mehrere Jahre in einer Hamburger Vereinigung für Emanzipationspolitik die Diskussionen geleitet hatte, mit einer Petition an die Holsteinische Ständeversammlung im Jahre 1835 das Wort, in der er die rechtliche Gleichstellung der Juden Holsteins mit den christlichen Landesbewohnern unter Hinweis auf die Verwirklichung der Emanzipation in Dänemark, England, Frankreich und verschiedenen Staaten Deutschlands forderte. In den folgenden Jahren versuchte Steinheim noch weiterhin durch mehrere Zeitungsartikel und Broschüren auf den Gang der Diskussionen in den Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein Einfluß zu gewinnen. Die Folge war eine Flut von Schriften pro und contra. Eine erregte öffentliche Diskussion schlug ihre Wellen bis in die Parlamentsreden, aber bei der entscheidenden Abstimmung in der Schlußberatung vom September 1840 wurde die Gesetzesvorlage der Emanzipationsfreunde abgelehnt. Erst mehr als 20 Jahre später wurde auch in Holstein als dem letzten deutschen Lande die uneingeschränkte Emanzipation durchgeführt – und zwar durch die 12. Ständeversammlung von 1863.

Für Steinheim selber hatten die Pressepolemiken zur Folge, daß er in eine recht schwierige Situation zwischen die radikalen Verfechter der jüdischen Emanzipation wie Philippsohn und Riesser und an sich wohlwollende, aber in dieser Frage doch mehr zurückhaltende Liberale wie den Dichter Karl Gutzkow hineingeriet, der eine sehr eingehende Kritik der *Meditationen* in seinem Hamburger *Telegraphen* veröffentlichte. In dieser noch heute wichtigen und aufschlußreichen Diskussion aus dem März 1841 wurden von Steinheim – wohl als einzigem der damaligen Publizisten – schon die modernen Rassentheorien gesichtet. Das Rassenvorurteil, schreibt er, findet sich „am ausgeprägtesten da, wo das Geistesleben der Völker, die Sittlichkeit auf der tiefsten Stufe steht, da es den Menschen und sein Geistesleben bis zur Tierheit herabsetzt" (Telegraph 1841, Nr. 48). Alsdann werden von ihm mittels einer philosophischen Analyse die Gutzkowschen Begriffe „physisch-mora-

lische Idiosynkrasie“ und „Vorurteil“ (von Steinheim als ein „Urteil vor seiner Reife durch gewissenhafte Forschung“ definiert) in überlegener Weise erörtert.

Auch noch in seinen späten Lebensjahren war Steinheim der tiefen Bedeutung und Fruchtbarkeit seines Geburtsschicksals, Deutscher und Jude in einem zu sein, eingedenk, heißt es doch noch in einem Brief an den dänischen Etatsrat Edvard Collin vom 16. III. 1864: „Ich danke der Vorsehung dafür, daß sie mich innerhalb des philosophischen Volkes aus einem absolut theologischen, dem eigentlichen Träger der Gotteslehre, hat entspringen lassen“. Was nun seinen prinzipiellen Standpunkt in der Emanzipationsfrage anlangt – übrigens war er anders als sein Freund Gabriel Riesser, der als der Führer der Emanzipation den alleinigen Ruhm dieser Kämpfe geerntet hat, nicht mit seinem persönlichen Vorteil an der Judenemanzipation interessiert –, so ist für diesen ein Brief vom 19. X. 1843 an Leopold Zunz recht aufschlußreich, denn auch in dieser Frage erscheint er zufolge seiner tieferen Schau von den nur humanitär argumentierenden jüdischen Zeitgenossen isoliert: „Man muß eine Sache aus ihrem Zentrum heraus vertreten, jede seitliche oder peripherale Stellung macht einen üblen Effekt. Die Verteidigung unserer Rechte vom allgemeinen Standpunkte ist gewiß ein sehr verdienstliches Werk, aber das eines Dritten, allenfalls eines solchen, der kosmopolitisch über allen Parteien steht. – – – Wir können als Juden uns nur in und durch das Wesen des Judentums vor der Vernunft und dem Rechte rechtfertigen“. Zur Verfolgung dieses Zieles bemühte er sich auch um die Begründung einer Zeitschrift. Nach dem Scheitern dieses Projektes und nach den Fehl- und Rückschlägen auf dem Gebiete der Emanzipationspolitik und zahlreichen persönlichen Verärgerungen zog sich der „Philo des 19. Jahrhunderts“, wie Zunz ihn genannt hatte, noch in den letzten beiden Jahren seines Altonaer Wirkens weitgehend von der deutschen jüdischen Öffentlichkeit zurück.

Anfang 1844 richtete der norwegische Nationaldichter und Hofarchivar Henrik Wergeland einen dringlichen Appell an Steinheim, einer für den Sommer 1844 nach Christiania einberufenen nordischen Naturforscherversammlung namens ihres Präsidenten Prof. Holst doch beiwohnen zu wollen, weil auf keine bessere Weise die Vorschrift des Grundgesetzes, das den Zutritt von Juden nach Norwegen immer noch verbot, außer Kraft gesetzt werden könne. Obwohl sogar ein Geleitbrief des Königs für jüdische Teilnehmer ergangen war, lehnte aber Steinheim die Teilnahme mit der Begründung ab, daß sein Gefühl für Ehre ihm das Fernbleiben vorschreibe, solange die Emanzipation noch nicht voll und für jedermann durchgeführt sei. Auf der vorangegangenen Konferenz von 1841 in Kopenhagen hatte er willig einen Vortrag übernommen, da ja in Dänemark die staatsbürgerlichen Rechte der Juden seit längerem gesichert waren.

Wergelands Kampf für die norwegische Judenemanzipation, der erst sechs Jahre nach dem 1845 erfolgten Tod des Dichters zum Erfolge führte, hat Steinheim mit allen Mitteln unterstützt. – Nachdem des Dichters Einsatz für die Juden an den Widerständen der dafür noch

nicht reifen Zeit gescheitert war – der Antrag im Storting hatte nicht die Zweidrittel-Mehrheit erreicht –, schrieb Steinheim rückblickend auf seine traurigen Erfahrungen dem Freunde: „Lassen wir dem egoistischen Pöbel aller Farbe das traurige Privilegium der Inhumanität und roher Sittenbildung. Was kümmert's uns, wenn sie durchaus eine Liebhaberei für das Barbarentum haben und von der Sitte, aus den Schädeln ihrer Freunde den altherkömmlichen Met zu saufen, nicht lassen wollen?"

III. Der Humanist

Noch einer Seite dieser universalen Wirksamkeit müssen wir gedenken, die Steinheims lokale Bedeutung in Altona hauptsächlich ausgemacht hat: seine kreis- und gesellschaftsbildende Kraft als Humanist. In seinem Hause an der Palmaille verkehrten tatsächlich die erlesensten Geister seiner Zeit, Mediziner und Literaten, Theologen und Künstler, Schauspieler, Dichter von in- und auswärts. Der dänische Bildhauer Thorwaldsen war zweimal sein Gast, der Dichter Hebbel konsultierte ihn, der norwegische Hofarchivar Henrik Wergeland, Varnhagen von Ense, Twesten und Fortlage, Professoren in Berlin und Jena, und andere haben ihn besucht; das „Junge Deutschland", von dem sich aber Steinheim bewußt distanziert hielt, gab sich bei ihm ein Stelldichein. Die jüngsten Ereignisse der Politik und Literatur wurden dort besprochen, Dramen mit verteilten Rollen gelesen usw. Ein recht anschauliches Bild dieses Hauses und dieser Gesellschaft vermitteln uns die Memoiren des Apothekersohnes und Dichters Heinrich Zeise, der folgendes berichtet: „Es waren Abende und Menschen wert, daß man ihrer gedenkt. Karl Gutzkow in der ganzen herben Kraft des frischesten Mannesalters, dessen Schwelle er eben betreten hatte, neben ihm seine heitere sanfte Gattin, welche immer aussah wie ein knospendes Mädchen. Das Lesekränzchen alternierte: es wurde einmal in der Gutzkowschen Wohnung, das andere Mal in derjenigen des Dr. Steinheim abgehalten. Diese lag in Altona, ein einstöckiges weitläufiges Renaissancegebäude, von dessen Fronten die eine nach der Elbe, die andere in den Garten blickte. Der Arzt Steinheim, eines reichen Besitzes sich erfreuend, war ein hochgebildeter Mann, in der Literatur daheim wie wenige, sprachgewandt, vor allem aber ein tiefer Kenner und leidenschaftlicher Freund der Musik. Er hat nicht nur den Text zu verschiedenen Oratorien geliefert – z. B. zu Ferdinand Hillers *Zerstörung von Jerusalem* –, sondern solche und anderes auch selbst komponiert. Seine Gattin, eine stille rezeptive Natur, verband die besten Weltformen mit anmutender Häuslichkeit. Damals stand die Emanzipation der Juden auf der Tagesordnung der Welt in Hamburg. Steinheim war einer ihrer glänzendsten Verfechter. – – – "

Als Kuriosum aus jener Zeit druckte Zeise einen Theaterzettel von *Clavigo* ab, an einem Abend mit verteilten Rollen gelesen, wobei in ihrer Zeit so bedeutsame Menschen wie Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Ludwig Wihl, Gabriel Riesser, Ludmilla Assing u. a. neben Steinheim als Sprecher agierten. Während langer Jahre organisierte Stein-

heim außerdem noch private Händelkonzerte in seiner Wohnung; die Oratorien wurden von Künstlern und Dilettanten aufgeführt. Zeitweise schrieb er auch die Theaterkritiken für das Lokalblatt (nachweislich 1840–1842). Auch speziell für die Stadt Altona hat er vieles getan. So gründete er zum Beispiel 1827 zusammen mit dem Hamburger Großkaufmann Carl Theodor Arnemann die erste Flußbadeanstalt an der Elbe. Selbst kommunalpolitische Quisquilien interessierten ihn, so veröffentlichte er in den Altonaer Adress-Comptoire-Nachrichten Vorschläge, wie man das Absterben der Bäume in den städtischen Parkanlagen verhindern könne. – Reger Verkehr wurde auch mit der Familie Assing gepflogen. David Assing war einer seiner Jugendfreunde, der Rosa Maria, die Schwester Varnhagens von Ense, geheiratet hatte; botanische Interessen verbanden Steinheim zu gemeinsamer Arbeit mit dem Manne, poetisch-literarische mit der Frau und den Töchtern.

Ein anderer Lesezirkel wieder verband ihn mit dem ebenfalls hochgebildeten Hamburger Stadtbibliothekar Meier Isler und seiner Familie; hier wurden vornehmlich griechische Tragödien – bevorzugt Äschylos – in der Ursprache oder in Steinheimscher Übersetzung mit verteilten Rollen gelesen. In seinem Nekrolog schreibt Isler rückblickend auf diese Zeit: „Ihr Haus war ein Sammelplatz erlesener Gesellschaft, wo Einheimische und Fremde sich gern begegneten. Steinheim selbst der liebenswürdigste Gesellschafter, der liebenswürdigste Wirt, immer aufgelegt, das Beste aus den Schätzen seines Geistes und Gemütes herzugeben; immer empfänglich für die Mitteilungen anderer, nachsichtig wo es dessen bedurfte, belehrend und berichtigend, wo er Irrtum zu finden glaubte, auch dem heiteren Scherz stets zugänglich und gern darauf eingehend."

Alles in allem kann man wohl urteilen; es ist gerade in Norddeutschland und den Hansestädten eine über alle Maßen gebildete Welt gewesen, die höchst kultivierte Gesellschaft, die das junge Bürgertum des 19. Jahrhunderts im Geiste der Goethezeit ausgeformt hat. Karl Gutzkow hat so über sie geurteilt: „Durchweg romantisch konnte man die geistige Welt dieses Kreises nennen, obschon sie selbst des Übermaßes im romantischen Wesen bei anderen spotteten. Unzweifelhaft war noch manches vom Geist der Rachel und ihres ersten überschwenglichen Verkehrs mit Varnhagen im Leben dieser und anderer Familien zurückgeblieben." Steinheim, dieser universale Geist – seiner Menschlichkeit nach eine der edelsten und vornehmsten Erscheinungen der ersten voll emanzipierten Generation des jüdischen Bürgertums – hat sich in diesem Klima wohl gefühlt.

Nun muß aber für Steinheim dieses glückhafte Leben über Nacht schal geworden sein und für nichts mehr gegolten haben. Jedenfalls läßt ihn ein plötzlicher Entschluß – gewiß erleichtert durch Gesundheitsgründe, vielleicht auch durch Verärgerung in Gemeindeangelegenheiten ausgelöst – im Herbst des Jahres 1845 alle Brücken hinter sich abbrechen und in einer langen Reise – mit vielen Unterbrechungen in der Postkutsche zurückgelegt – durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien fahren, um sich für den Rest seines Lebens in Rom anzusiedeln.

IV. Die Spätzeit in Rom

Gewiß nahm Steinheim auch von Rom aus noch regen Anteil an den Geschehnissen der Zeit – seine Briefe zu den Ereignissen von 1848 bestätigen dies –, aber im Vergleich mit dem tätigen Leben in Altona und der großen Fülle von Aufgaben, Verpflichtungen und Interessen ist es ein viel beschaulicheres Rentnerdasein, das er nunmehr sommers in Sorrent oder Florenz in der Villa der Sängerin Caroline Ungher-Sabatier, der einstigen Geliebten Lenaus, und winters in Rom in der Villa Auriemna in der Via Sistina im Künstlerviertel führt. Öffentlich hervorgetreten ist er nur noch bei seltenen Anlässen wie bei der Zentenarfeier der deutschen Kolonie Roms für Schiller 1859, wo er einen Trinkspruch ausbrachte.

Der Glanz der Ewigen Stadt erfüllte ihn mit dankbarer Bewunderung. Wieder bildet sich ein Kreis von Künstlern und Schriftstellern um ihn, die sein Haus in Rom auf ihren Reisen besuchen und Einladungen zu abendlichen Teegesprächen annehmen. Aus der Schar bekannterer und weniger bekannter Namen seien hier nur Goethes Schwiegertochter Ottilie und Fanny Lewald, ferner der Geschichtsschreiber Roms Ferdinand Gregorovius, der Naturwissenschaftler Ernst Haeckel, der ihn erstmals auf dem Vesuv traf, sich aber auch einiger angenehmer Stunden mit dem Ehepaar in Rom erinnert, und der Marschendichter Hermann Allmers genannt, der ihm ein Gedicht widmete und in seinen *Römische Schlendertage* Steinheims folgendermaßen Erwähnung tat: „Einen anregenden Verkehr hatte ich an den alten lieben Steinheims, meinen Gefährten der Reise von Rom nach Neapel, bei denen ich stets die Abende in der Villa Auriemna zubrachte. Die Stunden bei diesem verehrten Ehepaar – Philemon und Baucis nennt man sie in Rom – vergesse ich nie."

Die restlichen 20 Jahre seines Lebens, zumeist in Italien verbracht, hat Steinheim aber in dem gleichen intensiven Maße wie früher zu schriftstellerischer Arbeit benutzt. Es entstand in der römischen Stille eine Reihe von Untersuchungen, die sich mit höchst verschiedenartigen Themen beschäftigen. Insbesonders wendet sich dem Aristoteles, dem seit der Jugend seine besondere Liebe galt, erneut sein Interesse zu; die Stellung des Aristoteles zur Sklavenfrage wird im Speziellen untersucht. Auch Zeitereignisse wie die Wahl Sir Moses Montefiores, des ersten englischen Juden, ins Parlament oder der Mortaraskandal, die Zwangstaufe eines jüdischen Jungen, die damals viel Staub aufwirbelte, veranlaßten ihn zu öffentlichen Stellungnahmen. Daneben gingen alte geophysikalische Forschungsinteressen und eine neuerwachte, aber doch recht kritische Begeisterung für italienische Kunst und Baudenkmäler. Ferner benutzte er die Stille und Zurückgezogenheit zur Abfassung und Fertigstellung eines autobiographischen Schlüsselromans *Elias Windler und seine Reisen.* Dieses dreibändige voluminöse Monstrum von über 800 Seiten, breit und langschweifig geschrieben, bemühte sich wegen dieses Fehlers vergeblich bei Teubner in Leipzig und Campe in Hamburg, wurde also nicht gedruckt. 1938 habe ich es kurz einsehen

können; inzwischen ist es durch die nationalsozialistischen Verfolgungen leider verlorengegangen. Der damalige Besitzer, Herr Samson Goldschmidt aus Hamburg, verlor im KZ sein Leben.

Aber sein Hauptinteresse und den Löwenanteil seiner Arbeitszeit nahmen doch die Studien zur Fortsetzung seines Lebenswerkes, der *Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge*. Entsprechend den 5 Büchern der Thora sollte auch sein Werk in fünf Bänden erscheinen. Der fünfte Band ist freilich nicht mehr veröffentlicht worden. Aber als erste Fortsetzung konnte 1856 mit Unterstützung des „Institut zur Förderung der israelitischen Literatur" doch noch der zweite Band der Offenbarungslehre mit dem Untertitel *Die Glaubenslehre als exakte Wissenschaft* erscheinen. In 25 Vorträgen werden die zentralen Positionen des ersten Bandes noch einmal durchgegangen und im ersten Teil wird unter Bevorzugung naturwissenschaftlicher Analogieschlüsse das Gebäude seiner besonderen Erkenntnistheorie ausgebaut, während die letzten Vorträge mehr praktische Folgerungen und Belehrungen aus den Grundfragen zu ziehen suchen.

War der zweite Band noch unter leidlich systematischen Gesichtspunkten angeordnet, so zerflattert in den folgenden Bänden der Stoff immer mehr. Der Gedankenfluß bekommt wenig neue Motive, vielmehr werden die Gundgedanken in Variationen wiederholt und in der Polemik auf wahre und vermeintliche Gegner angewandt. Das Letztere ist deshalb besonders schmerzlich, weil der dritte Band der *Offenbarungslehre* von 1863 einen recht interessanten Versuch unternimmt, so etwas wie eine Geschichte der christlichen Kirche und Lehre in jüdischer Sicht zu geben. Sein Titel lautet, sogleich die Untersuchungsrichtung erhellend: *Der Kampf der Offenbarung mit dem Heidentum, ihre Synthese und Analyse*. Der 1865 – ein Jahr vor seinem Tode – erschienene vierte Band enthält einen sehr aggressiven Kommentar zu Genesis Kap. 1–5, der im wesentlichen gegen die lutherische Textauslegung gerichtet ist, ohne freilich dem lutherischen Standpunkt gerecht zu werden, da ihm dessen theologisches Grundanliegen ganz fernliegt.

V. Der Lebensabend

Über Steinheims Lebensabend ist wenig mehr zu berichten. Die italienische Siesta unterbrachen nur noch mal zwei Reisen in den Sommern 1855 und 1864, die das Ehepaar beide Male – aber jetzt teilweise mit der Eisenbahn – über Frankfurt, Berlin, Altona bis nach Kopenhagen führte. Das eine Mal war der Anlaß ein Familienfest in dem befreundeten Hause Melchior und das Wiedersehen mit dem Staatsrat Edvard Collin und seiner Gattin Henriette, in deren Haus auch der Dichter H. C. Andersen viel verkehrt hat. Das andere Mal war es die Einladung des Theologieprofessors Henrik Nikolaus Clausen (1793–1877), auf dessen Landgut Teylegaard bei Kopenhagen er die Sommermonate des Jahres 1864 zubrachte. Damals haben ihm auch die Familien Collin und Melchior die Geldmittel für die Drucklegung des vierten Bandes seiner Offenbarungslehre zur Verfügung gestellt.

Auf dem Rückwege traf er in Altona den Dichter Heinrich Zeise, der über das Zusammentreffen berichtet: „Er war lebhaft und mitteilsam, sein weißes Haar wallte ihm auf die Schultern". Der alte Jugendfreund August Twesten, Schleiermachers Nachfolger auf dem Lehrstuhl an der Friedrich-Wilhelm-Universität, der mit ihm auf der zweiten Reise 1864 in Berlin ausgiebig disputiert hatte, schrieb über diese „Abendrotgespräche" in sein Tagebuch: „Aus einem großen Kreise sind wir übrig geblieben. Ein Jugendgenosse nach dem anderen tritt vom Schauplatze ab und es mahnt mich oft an den Anblick des Gehölzes bei der Forder Mühle bei Kiel, wo nach dem Verschwinden des Unterbusches und der jungen Stämme immer mehr nur vereinzelte alte Bäume zweig- und blattlos die einsamen kahlen Stämme in die Luft erheben".

In den Frühjahrs- und Sommermonaten 1865 und 1866 hielten sich Steinheims in Schweizer Orten, vornehmlich in Zürich, auf, wo der schon längere Zeit kränkelnde Mann durch ein Leberleiden im April 1866 auf das Krankenlager geworfen wurde, um nicht mehr aufzustehen. Am 18. Mai verstarb er daselbst und wurde auf Veranlassung des Geschichtsprofessors Max Büdinger, getaufter Sohn eines verstorbenen altfrommen Freundes, ohne daß die völlig zusammengebrochene Gattin vorher gefragt werden konnte, am 21. Mai auf dem reformierten Friedhof in Zürich beigesetzt. Es war der Erew Schowuaus; zahlreiche Mitglieder der jüdischen Gemeinde gaben dem Zuge das letzte Geleit. An die Wahl dieses seltsamen Bestattungsplatzes für den Vorkämpfer der jüdischen Offenbarungslehre, bedingt durch Zufälle und Mißverständnisse, haben sich späterhin ärgerliche Auseinandersetzungen angeschlossen. Der Streit um seine Lehre, die Steinheim bei Lebzeiten vergeblich zu entfachen versucht hatte, entwickelte sich posthum zu einem Streit um die Lebensführung der Person. Sieben Monate später sorgten aber Hamburger Freunde, an ihrer Spitze der Rechtsanwalt Wolf Warburg, dafür, daß die sterblichen Überreste exhumiert und nach Altona überführt wurden, wo sie am 6. Dezember 1866 auf dem Israelitischen Friedhof in der Königstraße endgültig zur letzten Ruhe beigesetzt wurden. Auf dem Grabstein war zu lesen:

Hier ruhet der Arzt, Doctor medicinae
S. L. Steinheim
Ein Denker und Dichter
Geboren zu Bruchhausen 14. Aw 5549
Gestorben zu Zürich 4. Siwan 5626.

Darunter stand das Glaubensbekenntnis „Höre Israel" und das Levitenzeichen der Kanne. Auf der Rückseite des Steines war das Psalmwort eingeschrieben: „Sein Pilger hier und dort sein Bürger einst, so wandelt er still in Demut, Seinen Namen lehrend überall".

Seinem letzten Willen ist erst ein Jahrhundert später entsprochen worden, indem Steinheims literarischer Nachlaß durch Herrn F. D. Lucas dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg übergeben wurde.

VI. Einordnung und Würdigung

Am Abschluß dieser biographisch-literarischen Übersicht wird eine Frage noch gestellt werden müssen, die sich angesichts der überreichen Ernte dieses Lebens dem Leser aufdrängen muß: Warum ist die Resonanz, die Steinheims Wirken fand, so gering gewesen und warum blieb diesem Manne fast jede Einwirkung auf das Judentum seiner Tage versagt? – Der Antworten sind mehrere, und die Gründe sind gewiß nicht so äußerlich, wie A. Geiger sie sah.

Zunächst hat schon die eigenartige Position Steinheims jenseits der Parteiungen im Judentum dazu beigetragen, den Blick zu verwirren und ihn wie jedes tertium novum der sicheren Ablehnung beider Parteien auszusetzen. Sicher haben auch Steinheims scharfe Polemik und bissiger Spott, mit denen er die jüdischen Orthodoxen wie Liberalen immer erneut überschüttete, ihn um viele Sympathien gebracht, die ursprünglich vielleicht vorhanden gewesen wären. Lehnte er doch fast noch schärfer als die an lokalen und temporären Sitten und Gebräuchen hängende Orthodoxie, die über der Gesetzesausübung den lebendigen Gott zu vergessen Gefahr laufe, den religiösen Liberalismus, die sog. Reform, ab. Von ihr sagt und urteilt er, daß sie „mit dem altheidnischen Schnörkelwesen des Judentums, namentlich seines Kultes, zugleich auch seine wesentlichen Ideen verkenne und verflache". Und weiter heißt es: „Wie die Männer des Stabilismus mit blödsinnigem Starrsinn das Formular, den buntscheckigen Rock Benjamins festhalten, selbst auf Kosten des Urgedankens im Judentum, des ewig jungen Gedankens der Offenbarung Gottes, und auf die Gefahr hin alles miteinander einzubüßen: so muß – das ist die Aufgabe der Jetztzeit – beiden zugleich der Kampf geboten werden. Den ersteren, unter dem Namen Formgläubigen, stehen schon seit fast einem Jahrhundert tausend Streiter gegenüber. Deshalb ist es Not und hohe Zeit, daß sich Streiter sammeln, die dem letzteren Kampf auf Leben und Tod bieten. Jene haben nur die Schuld auf sich geladen, durch Lappenwerk und altheidnischen Bilderkram das Heiligtum verunstaltet und dem Spotte preisgegeben zu haben. Diese jedoch gehen darauf aus, das Kleinod selbst zu rauben, um es in dem Abgrund aller Meere zu versenken".

Es versteht sich fast von selbst, daß eine solche Sprache zu ihrer Zeit kaum verstanden werden konnte, weil diese Position: „weder rechts noch links – weder Rabbinist noch Rationalist" einem Judentum nicht evident wurde, das durch die geschichtliche Entwicklung vor die Frage gestellt war, wie es seine religiösen Verhältnisse den gewandelten bürgerlichen Verhältnissen angleichen könne, ohne die Religion der Väter vollends aufzugeben und ohne in den Augen der christlichen Nachbarn emanzipationsunwürdig zu werden. Für jenes Dritte, was Steinheim noch hinter der Frage Reformierung oder Restaurierung des Religionsgesetzes sah, nämlich den existentiellen Glauben an den lebendigen Gott, der durch seine Offenbarung die Widersprüche menschlicher Vernunft durchbricht, aufhebt und trägt, hat das ganze 19. Jahrhundert kein Organ gehabt und auch kaum haben können. Aber – so müssen wir

sogleich hinzufügen – diese Position Steinheims, gegründet auf die existentielle Einsicht von einzelnen, ist niemals in der Lage, institutionell zu werden, und gibt dort keine Antwort, wo es gilt, die Konstitutionsform einer Religionsgemeinschaft zu überholen oder gar neu zu begründen. So konnte von Steinheims Wirken, das immer nur den um rechten Glauben ringenden Einzelnen zum Nachvollzug seiner Gedanken anzuregen vermag, kein geschichtsmächtiger Impuls ausgehen und in die jüdische Problematik des 19. Jahrhunderts eindringen. Erst im 20. Jahrhundert, das die religiöse Verzweiflung des vereinzelten und atomisierten Individuums zu einer geläufigen Position gemacht hat, können Steinheims Fragestellungen auf einer neuen Erkenntnisbasis und nach Abstrich vieler zeitgeschichtlich beschränkter und verhafteter Positionen erneut aufgenommen werden.

Im übrigen war sich Steinheim auch selber der Unpopularität seines Vorgehens und seiner schicksalhaften Outsiderrolle vollauf bewußt, wenn er in der Einleitung zum zweiten Band der Offenbarungslehre über die mangelnde Resonanz des ersten Bandes resigniert feststellte: „Nun endlich gar, was ich zu bieten habe! Dieses Hervortreten eines alten, längst ihrer Meinung nach beseitigten, der Aufklärung als ein roher Versuch alter Zeiten geltenden, für die unsere unpassend gewordenen Werkes. Ein Buch mit einer Religion, die heutzutage der erste beste Schulbube sich selbst und viel reiner, erhabener und besser zu machen versteht!“ Steinheim war sich also durchaus darüber klar, daß die Entwicklung des modernen Geistes, in die auch das Judentum hineinverflochten ist, seinem Gedankengang und seiner ganzen Geistesart nicht günstig gewesen ist. Ein späterer Religionshistoriker hat Geiger gegenüber zu Recht geurteilt, daß Steinheim „keineswegs in dem Grade dem Judentum entfremdet war, in welchem dieses sich seinem Wirken entfremdete“.

Und damit sind wir auch bei dem tiefsten und eigentlichen Grunde für die auffallende Resonanzlosigkeit Steinheims angekommen, daß er getreu seinem paradoxen Wahlspruch: Recede ut procedas sein Offenbarungssystem in eine Zeitlage hineinbaute, über der – wie man will – ein „zu früh“ oder ein „zu spät“ steht. Denn man muß bedenken: bei Steinheims erstem öffentlichen Auftreten war die geistige Bewegtheit und Aufgewühltheit der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bereits in eine schlaffe Entspannung übergegangen. Sein vornehmster innerjüdischer Widersacher, Moses Mendelssohn, lag schon fast 50 Jahre unter der Erde. Die religiös interessierte, auf die Geisteserrungenschaften der Aufklärung stolze Judenheit aber dachte noch ganz in seinen Bahnen, unberührt von den Ereignissen, die inzwischen in der Philosophie und dem allgemeinen Geistesleben der Nation geschehen waren. Und die gerade eben erst aufblühende „Wissenschaft vom Judentum“ war allem genuin theologischen Fragen abhold, weil sie sich ganz auf das positivistisch-historische Tatsacheninteresse konzentrierte. Darum war es kein Wunder, daß Steinheims Gedankengänge, obwohl sie epochalen Charakter trugen, auf nur wenig Resonanz stießen, die in den folgenden, immer positivistischer orientierten Jahrzehnten noch geringer

wurde, und somit sein Auftreten eben nicht Epoche machte, sondern nur Episode blieb. Die Enttäuschungen, die ihn erwarten mußten, hat Steinheim schon 1835 vorausgeahnt und entsprechend einkalkuliert. Schreibt er doch selber im Vorwort zum ersten Band – und gerade hieran läßt sich erkennen, daß er wahrhaft ein grand homme gewesen ist: „So will ich denn diesen Worten mit gespannten Blicken nachschauen, ihrem Wege in die Ferne. Ob sie neue Wellen aufregen, ob sie übermäßige niederschlagen, ob sie ohne alle Spur wieder verschwinden, wer möchte das vorher sagen? Der Verfasser ist wie viele, wie Toren und Weise waren. Er hat als Vorgefühl die Ahnung einer merklichen und die Überzeugung einer wohltätigen Wirkung seines Bestrebens; auch kann er sich wie jene trösten, mit einer schöneren Zukunft über eine widerwärtige Gegenwart, für die er die Stimme nicht besaß, oder der für ihn das rechte Gehör mangelte. Der Verfasser hat, wie der Leser bemerkt, schon Erfahrungen gemacht und seinen Trost im Voraus bereit liegen" (XVII f).

Es ist Steinheims Tragik gewesen, zwanzig Jahre zu spät und damit ohne geschichtliche Legitimation seine Problemstellungen in die Zeitlage hineingeworfen zu haben und hundert Jahre zu früh, um auf das Judentum, das im Lauf seiner Geschichte immer mit 50 bis 100 Jahren Verspätung auf geistige Geschehnisse reagiert hat, Wirkung und Einfluß zu gewinnen. Darum ist es auch heute noch nicht ausgemacht, ob die Zeit seiner Wirkung nicht erst noch kommt. Nachdem die opitimistische Überbewertung der Vernunft, wie sie die Juden mehr als ein Jahrhundert auf allen Gebieten pflegten, so entscheidend Schiffbruch gelitten hat, dürfte gerade auf dem Gebiet der jüdischen Theologie wenig Neigung mehr bestehen, auch weiterhin noch die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums zu deduzieren. Heute scheint eher die Zeit gekommen zu sein, wieder an die strenge supranaturale Offenbarungslehre Salomon Ludwig Steinheims anzuknüpfen, der – dem Protestanten Sören Kierkegaard vergleichbar, ein einsamer Kämpfer – die Souveränität des Sinaierbes gegen allen Rationalismus und gegen alle spekulative Philosophie herausgehoben und bewahrt hat. Denn aus den Lehren dieses Israeliten ohne Falsch, der über das Gottesvolk vom Sinai das schöne Wort gesagt hat, daß „Israel ein unnützer Dornbusch sei, an dem die Herrlichkeit Gottes erscheint", lassen sich für die Grundlegung einer modernen jüdischen Theologie Einsichten von großer Tragweite gewinnen.

Ich bin am Ende meiner Darstellung und darf dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg und dem Gymnasium Christianeum in Altona meinen Dank dafür sagen, daß diese Gedenkstunde ermöglicht werden konnte. Ich darf in diesen Dank auch die Herren Axel Springer und Franz D. Lucas, einen letzten Nachkommen Steinheims – jetzt wohnhaft in La Paz, Bolivien, der zu dieser Feier eigens hergekommen ist – einschließen. Ohne die tatkräftige Hilfe beider Herren wäre das Erscheinen des Sammelbandes „Salomon Ludwig Steinheim zum Gedenken" im E. J. Brill Verlag, Leiden, nicht möglich gewesen. Die Herausgabe dieses Bandes, dem ich viele aufmerk-

same Leser wünsche, will ebenso wie mein heutiger Festvortrag darauf hinweisen, daß sich die Stadt Altona dieses jüdischen Bürgers nicht zu schämen braucht.

Dr. H. M. Graupe, Hamburg

Meine Damen und Herren!

Aus den Ausführungen von Prof. Schoeps haben Sie in Steinheim einen Mann kennengelernt, der ungeheuer vielseitig war und der an allen geistigen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit aktiv teilgenommen hat. Trotz dieser regen Teilnahme und seiner Begabung, sein Haus in Altona zu einem Treffpunkt der besten Namen seiner Zeit zu machen, war Steinheim ein Außenseiter und fühlte dies immer stärker. Bevor wir in ein paar Minuten auseinandergehen, möchte ich Ihnen nur kurz zeigen, worin sein Außenseitertum lag.

Als Arzt stand er, wenn ich recht verstehe, im Gegensatz zur damals herrschenden medizinischen Lehre. Als Philosoph war er Kantianer und schwamm nicht im Strom der zeitgenössischen Philosophie. Als Theologe stand er im Gegensatz zu der Gefühlstheologie Schleiermachers im Protestantismus, wie auch zu den rationalistischen und romantischen Strömungen im damaligen Judentum.

Zur Beschäftigung mit der Religion brachte ihn eigentlich das Drängen seiner Freunde, zum Christentum überzutreten. Seine ernste Beschäftigung mit diesem so verlockenden Schritt, den so viele seiner Bekannten getan hatten, hat ihn aber zu einem neuen Verständnis des Judentums gebracht.

Die Darstellung seines Zurückfindens zum Judentum sind vier dicke Bände seines Lebenswerkes, das er „Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge" genannt hat. Er trat an das Religionsproblem als von Kant beeinflußter Naturwissenschaftler heran. Der reale Gegenstand der Natur bleibe für uns immer ein Wunder. In ähnlicher Weise seien auch die echten Inhalte der Offenbarung – Gott, Freiheit und Schöpfung – nicht mit den Mitteln von Vernunft und Philosophie zu konstituieren. Sie zwingen vielmehr die menschliche Vernunft, ihre Geltung anzuerkennen. Es sei widersinnig, daß Gott dem Menschen etwas offenbaren wollte, was dieser selbst durch seine Vernunft hätte auffinden können.

Mit dieser Synthese Steinheims von Religion, Naturwissenschaft und kritischer Philosophie haben die vernunft- und fortschrittsgläubigen Juden der Emanzipationsepoche nichts anfangen können. So geriet er in Vergessenheit. Erst unsere Generation, die den Zusammenbruch jener Fortschrittsträume erlebt hat, mag wieder ein Verständnis für diesen Denker finden, wenn sie Lehren und Aufgaben des Judentums – und vielleicht der Religion überhaupt – wieder zu verstehen sucht.

Lassen Sie mich im Namen des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden allen danken, die heute den Namen dieses Mannes ehren, insbesondere dem Bezirksamt Altona, dem Christianeum, dem Verein für Hamburgische Geschichte, der Jüdischen Gemeinde, der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, der Medizinischen Fakultät der Universität Kiel, an der Steinheim studiert hat, Herrn Prof. Schoeps und den Musikern dieser schönen Feier.

Die wichtigsten Werke S. L. Steinheims

A. Medizinische und naturwissenschaftliche Werke

Über den Typhus im Jahr 1814 in Altona, Altona 1815; 264 S.

Die Entwicklung der Frösche, o. O. o. J. (1820)

Die Humoralpathologie. Ein kritisch-didaktischer Versuch, Schleswig 1826; 569 S.

Bau- und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemien und deren Verbreitung, 3 Hefte, Altona 1831/32

„Die Entwicklung des Froschembryos; insbesondere des Muskel- und Genitalsystems. Ein neuer Beitrag zur Lehre der Epigenese". Hamb. Abhandlg. a. d. Gebiet der Naturwiss., 1846 Bd. 2

B. Theologisch-philosophische Werke und Aufsätze

Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge.
Bd. I. Frankfurt 1835; Bd. II. Leipzig 1856; Bd. III. Leipzig 1863; Bd. IV. Altona 1865.

Moses Mendelssohn und seine Schule in ihrer Beziehung zur Aufgabe des neuen Jahrhunderts der alten Zeitrechnung, Hamburg 1840

Die Politik nach dem Lehrbegriff der Offenbarung als Theokratie, Leipzig 1845

„Lessing und die Idee der Toleranz", Freihafen (ed. Th. Mundt) 1842, H 3

C. Politische und politisch-theologische Werke

Meditationen über die Verhandlungen in der Holsteinischen Ständekammer inbetreff der Petition mosaischer Glaubensgenossen wegen Ertheilung des Bürgerrechtes. 2 Teile, Altona 1839, N. F. Altona 1841

Aristoteles über die Sklavenfrage, Antagonismen über alte und neue Ausleger, Hamburg 1852

Anhang

Salomon Maimon

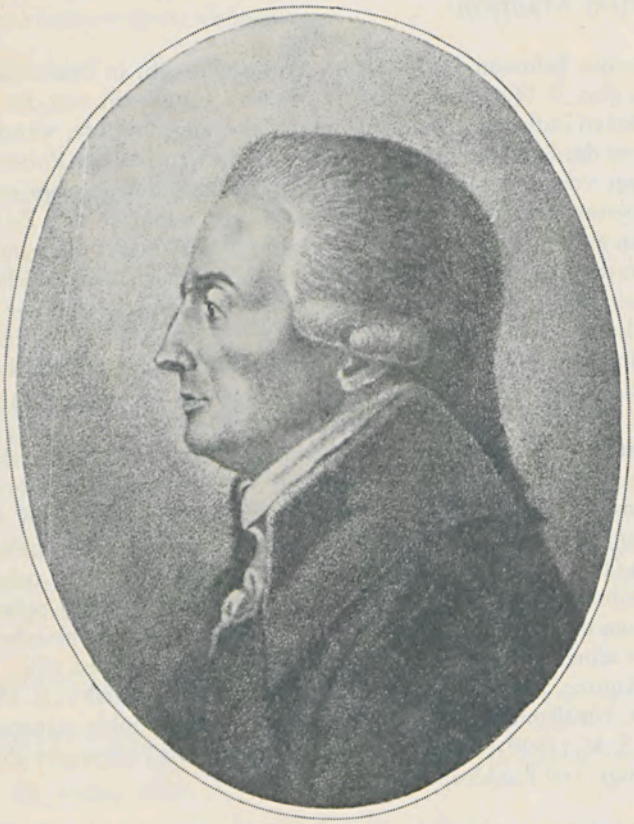
Maimon, Salomon (1754–1800), Philosoph, geb. in Nieswiesz (Litauen), gest. in Niedersiegerdorf (Schlesien). Enttäuscht von der streng orthodoxen jüdischen Umgebung, in der er erzogen wurde, wandte sich M. zuerst der Kabbala, dann weltlichen Studien zu, bes. der Philosophie. Angeregt von dem More Nebuchim des Maimonides, zu dem er einen Kommentar schrieb (Gibeat Hamore, 1791), nahm er den Zunamen Maimon an und wanderte, nachdem er sich das Deutsche mühsam selbst beigebracht hatte, nach Westen, um eine neue Laufbahn zu suchen. Er führte ein Leben in Armut, erfuhr zeitweise Hilfe von Leuten wie Moses Mendelssohn, entfremdete sich jedoch allen durch seine Lebensweise und seine radikalen Ansichten. Durch zahlreiche Schriften förderte M. die Philosophie erheblich (u. a.: Versuch über die Transzendentalphilosophie, 1790; Versuch einer neuen Logik, 1794, Neuausg. 1912; Kritische Untersuchungen über den menschlichen Geist, 1797). Kant erkannte M. als seinen eingehendsten Kritiker an: M.s Kritik des Kantschen Materialismus hatte eine tiefe Wirkung auf die Gedanken von Fichte, Schelling, Hegel und auf den deutschen Idealismus. Maimons Lebensgeschichte (1792; beste Ausgabe von J. Fromer, 1911) gibt trotz möglicher Übertreibungen ein plastisches Bild der religiösen Lage im polnischen Judentum und der Kämpfe, die ein denkender Mensch zu bestehen hat, wenn er seinen Platz im Bereich der Ideen seiner Zeit finden will.

Fr. Kuntze, Die Philosophie S. M.s, 1912; A. Zubersky, S. M. und der krit. Idealismus (1925); M. Guéroult, La philosophie transcendentale de S. M. (1929); N. J. Jacobs, S. M.'s Life and Philosophy (Studies in Bibliogr. and Booklore 4, 1959, 59–67).

(Der Text ist entnommen aus: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 4, Tübingen 1960, Sp. 611)

Anm. 1) In: Neudrucke seltener philosophischer Werke, herausgegeben von der Kantgesellschaft, Bd. III, ist in Berlin 1912 von Salomon Maimon erschienen:
Versuch einer neuen Logik oder Theorie des Denkens nebst angehängten Briefen des Philalethes an Aenesidemus, besorgt von B. C. Engel.

Anm. 2) Die Gesammelten Werke (6 Bände) Salomon Maimons, herausg. von V. Verra, werden im Olms Verlag, Hildesheim, erscheinen (Bd. 1 ist bereits erschienen).



Salomon Maimon

Maimon über das Christianeum *

Glücklich kam ich wieder nach Hamburg, gerieth hier aber in die allerbedrängtesten Umstände. Ich logirte in einem elenden Wirthshause, hatte nichts zu zehren, und wußte nicht was ich anfangen sollte . . .

Ich bin aus Polen gebürtig, von der jüdischen Nation, nach meiner Erziehung und meinem Studium zum Rabbiner bestimmt, habe aber in der dicksten Finsterniß einiges Licht erblickt. Dieses bewog mich nach Licht und Wahrheit weiter zu forschen, und mich aus der Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit völlig loszumachen; zu diesem Zwecke gieng ich (da mir dieses in meinem Geburtsort zu erreichen unmöglich war) nach Berlin, wo ich durch Unterstützung einiger aufgeklärten Männer unsrer Nation einige Jahre studirte, nicht zwar planmäßig, sondern bloß zur Befriedigung meiner Wißbegierde. Da aber unsre Nation nicht nur von einem solchen unplanmäßigen sondern auch von einem vollkommen planmäßigen Studium keinen Gebrauch machen kann, so kann man es ihr nicht verdenken, wenn sie zuletzt müde wird, und die Unterstützung desselben für unnütz erklärt . . .

Unterdessen erfuhr ein junger Mensch, der mich von Berlin aus kannte, meine Ankunft. Er besuchte mich, sagte mir, daß, da jetzt Herr W . . . der mich in Berlin gesehn in Hamburg wohne, ich ihn billig besuchen müsse. Ich that es. Herr W . . . der ein sehr geschickter und braver Mann und von Natur zu guten Handlungen aufgelegt war, fragte mich was ich nun vorzunehmen Willens sey? Ich stellte ihm meine ganze Lage vor und bat ihn um Rath. Er sagte: seiner Meinung nach käme meine schlimme Lage daher, weil ich mich bloß den reellen Kenntnissen und Wissenschaften mit Eifer gewidmet, das Studium der Sprache aber vernachläßigt habe, und daher meine Kenntnisse und Wissenschaften andern nicht mittheilen, und davon Gebrauch machen könne; indessen sey noch nichts versäumt, und wenn ich mich noch jetzt dazu bequemen wolle, so könne ich meinen Zweck in dem Gymnasium zu Altona, wo sein Sohn studirte, erlangen; für meine Unterstützung wollte er schon Sorge tragen.

Ich nahm dieses Anerbieten mit vielem Dank an, und gieng frohen Muthes nach Hause. Unterdessen sprach Herr W. mit den Professoren dieses Gymnasii, wie auch mit dem Vorsteher desselben, besonders aber mit einem wegen der Talente seines Kopfs und Herzens nicht genug zu rühmenden Manne, Herrn Syndikus G., stellte mich ihnen als einen Mann von ungewöhnlichen Talenten vor, dem nur mehrere Sprachkenntniß fehle, um sich auf eine rühmliche Art der Welt zu zeigen, die er durch einen kurzen Aufenthalt auf ihrem Gymnasium zu erlangen hofte. Sie bewilligten sein Gesuch. Man fertigte mir eine Matrikel aus, und wieß mir eine Wohnung auf dem Gymnasium an.

---

* Aus: Salomon Maimon's Lebensgeschichte. Von ihm selbst geschrieben und herausgegeben von K. P. Moritz. Zweiter und letzter Theil. S. 215–231. Berlin 1793, bei Friedrich Vieweg dem ältern.

Hier lebte ich ein Paar Jahre ruhig und zufrieden; da man aber, wie leicht zu denken, auf einem solchen Gymnasium nur sehr langsam weiter rückt, so war ganz natürlich, daß ich, der in Wissenschaften schon ziemliche Progressen gemachte hatte, in einigen Vorlesungen ziemlich lange Weile haben mußte. Ich wohnte daher nicht allen Lehrstunden bei, sondern wählte mir nach Gefallen aus. Auf Herrn Direktor Dusch hielt ich wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit, und seines vortrefflichen Karakters, sehr viel, und wohnte seinen Lehrstunden mehrentheils bei. Freilich konnte mich die Philosophie des Ernesti, worüber er las, nicht befriedigen, und eben so wenig seine Vorlesungen über Segners mathematisches Kompendium. Viel profitirte ich bei ihm von der englischen Sprache.

Herr Rektor H. (Henrici) ein alter munterer Mann der aber ziemlich pedantisch war, war mit mir nicht sonderlich zufrieden, weil ich seine lateinischen Exercizien ncht machen, und kein griechisch lernen wollte.

Der Professor der Geschichte, Herr Konrektor . . . (Vogler?) fieng seine Vorlesungen ab ovo von Adam an, und gelangte am Ende des zweiten Jahrs mit vieler Mühe zum babilonischen Thurmbau.

Der Lehrer der französischen Sprache, Herr Subkonrektor . . . (M. W. Müller?) ließ den Fenelon sur l'existence de Dieu expliciren; wogegen ich einen großen Wiederwillen faßte, weil, wie ich bemerkte, dieser Autor bei seinem Anschein wieder den Spinozismus zu deklamiren, im Grunde für denselben argumentirt.

Die ganze Zeit meines Aufenthalts in diesem Gymnasium konnten die Professoren sich von mir keinen richtigen Begriff machen, indem sie keine Gelegenheit hatten mich kennen zu lernen.

Da ich meine Absicht erfüllet und in Sprachen einen guten Grund gelegt zu haben glaubte, wurde ich dieser unthätigen Lebensart überdrüßig, und beschloß daher am Ende des ersten Jahrs das Gymnasium zu verlassen. Der Direktor Dusch aber, der mich nach und nach kennen zu lernen anfieng, bat mich, daß ich zum wenigsten noch ein Jahr bleiben mögte und ich ließ es mir, da mir sonst hier nichts mangelte, gefallen . . .

Am Ende des zweiten Jahrs überlegte ich, daß es so wohl in Ansehung meines zukünftigen Fortkommens vortheilhaft, als in Ansehung des Gymnasiums billig sey, mich den Herrn Professoren näher bekannt zu machen. Ich gieng also zum Direktor Dusch, meldete ihm meine baldige Abreise, und sagte ihm, da ich von ihm einen Attest zu erhalten wünsche, so sey es billig, daß ich mich erst in Ansehung meiner gemachten Progressen examiren ließe, damit er meinen Attest so viel als möglich der Wahrheit gemäß einrichten könne. Er ließ mich zu dem Ende einige Stellen aus lateinischen und englischen so wohl prosaischen als poetischen Schriften übersetzen, und war damit sehr zufrieden. Nachher unterredete er sich mit mir über einige Gegenstände der Philosophie, fand mich aber darinn so beschlagen, daß er sich zu seiner eignen Sicherheit zurückziehen mußte. Endlich fragte er mich: aber wie steht es mit der Mathematik? und ich bat ihn, auch hiermit eine Probe zu machen. Wir sind, fieng er an, in unsern mathematischen Vorlesungen ohngefähr bis zu der Lehre von den mathematischen Körpern gelangt. Wollen Sie

also einen noch in unsern Vorlesungen nicht vorgekommnen Lehrsatz z. B. von dem Verhältniß des Zilinders der Kugel und des Kegels zu einander selbst ausarbeiten; Sie können sich einige Tage Zeit dazu nehmen. Ich erwiederte, daß dieses nicht nöthig sey, und erbot mich auf der Stelle die Aufgabe zu lösen. Ich demonstrirte nicht nur den mir aufgegebenen Satz, sondern noch mehrere Sätze aus der Segnerschen Geometrie. Der Rektor verwunderte sich hierüber sehr, ließ alle Gymnasiasten zu sich kommen, und stellte ihnen meine außerordentlichen Progressen zu ihrer Beschämung vor. Die mehrsten darunter wusten nicht was sie dazu sagen sollten, einige aber antworteten: glauben Sie nicht, Herr Direktor, daß Maymon diese Progressen in der Mathematik hier gemacht hat? Er hat so selten die mathematischen Stunden beigewohnt, und wenn er auch da war, so hat er nie darauf gemerkt. Sie wollten noch weiter reden, aber der Direktor gebot ihnen Stillschweigen, und gab mir ein ehrenvolles Attest, woraus ich einige Stellen anzuführen nicht unterlassen kann, die mir nach der Zeit ein beständiger Sporn immer weiter zu kommen geworden sind.

Ich hoffe, daß man es mir in dieser Rücksicht nicht für eine Ruhmredigkeit auslegen wird, das Urtheil dieses geschätzten Mannes kürzlich mitzutheilen.

„Seine Talente – sagt er – überhaupt zur Erlernung alles Schönen, Guten und Nützlichen, vorzüglich solcher Wissenschaften, welche starke Anstrengung der Geisteskräfte, abstraktes und tiefes Denken erfordern, sind, ich möchte beinah sagen, außerordentlich. Jedes Wissen, was den meisten Aufwand von eigner Tätigkeit fordert, ist ihm das angenehmste und Beschäftigung der Denkkräfte scheint sein größtes, wo nicht einziges Vergnügen zu seyn. – Sein liebstes Studium ist bisher Philosophie und Mathematik gewesen, worinn er Fortschritte zu meinem Erstaunen gemacht hat etc.“

Ich nahm nun von den Lehrern und Vorstehern des Gymnasiums Abschied, die mir einstimmig das Kompliment machten, daß ich ihrem Gymnasio Ehre gemacht hätte, und reisete wieder nach Berlin.

Auf Ersuchen des Hr. Leibarzt Hensler
die ich von Hochinsetzr. Dusch. um eins dergleich
erhalten wird

Ein junger Mann jüdischer Nation, Namens Salomon,
aus Lithauen, studiret seit etwan einem halben Jahre
auf unserem akademischen Gymnasio. die rühmlichen Empfeh-
lungen, die er von Berlin, wo er studirt hatte, mit-
brachte, und nochmehr, seine redliche und denkende Miene,
bewogen mich gleich, ihm auf sein Ersuchen, ein Logis auf
dem Flügelgebäude zu überlassen. Er entspricht auch
jenen Zeugnissen u. meiner Hoffnung durch seine scharfe
Aufmerksamkeit in meinen Vorlesung über den Cicero
und Horaz, und durch den trefflichen Fortgang, den er
im Latein machet, dessen Anfangsgründe er bloß für
sich ohne Anweisung begriffen. Ich wünsche ihm edeldenkende
Gönner, die ihn zu weiterer Fortsetzung seiner Studien,
und Aufheiterung seiner Begriffe, mit Wohlthaten unter-
stützen, und das Lob einer christlichgroßmüthigen Gesinnung
bey seinen Glaubensverwandten bewähren u. verherr-
lichen mögen. Altona d. 17 November 1783

Paul Christian Henrici
Justizrath, Professor der Beredsamkeit und Dichtk.

L. S.

Zeugnisentwurf für Salomon Maimon aus dem Jahre 1783
(Archiv des Christianeums)

Zeugnisentwurf für Salomon Maimon
aus dem Jahre 1783

Auf Ersuchen des H. Leibarzt Hensler
der auch von d. H. Justizr. Dusch nun eins dergleichen erhalten wird.

Ein junger Mann, jüdischer Nation, Namens Salomon, aus Lithauen, studiret seit etwan einem halben Jahre auf unserm akademischen Gymnasio. Die rühmlichen Empfehlungen, die er von Berlin, wo er studiret hatte, mitbrachte, und noch mehr, seine redliche und denkende Manier, bewogen mich gleich, ihm auf sein Ersuchen, ein Logis auf dem Flügelgebäude zu überlassen. Er entspricht auch seinen Zeugnissen und meiner Hoffnung durch seine scharfe Aufmerksamkeit in meinen Vorlesungen über den Cicero und Horaz, und durch den trefflichen Fortgang den er im Latein machet, dessen Anfangsgründe er bloß für sich ohne Anweisung begriffen. Ich wünsche ihm edeldenkende Gönner, die ihn zu weiterer Fortsetzung seiner Studien, und Aufheiterung seiner Begriffe, mit Wohlthaten unterstützen, und das Lob einer christlich großmüthigen Gesinnung bey seinen Glaubensverwanten bewähren und verherrlichen mögen.

Altona d. 17 November 1783

L. S. Paul Christian Henrici
Justizrath, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst.

Entwurf des Abgangszeugnisses für Salomon Maimon

Vorzeiger dieses, Salomon Maimon, aus Littauen gebürtig, hat sich auf dem hiesigen Königlichen Gymnasio anderthalb Jahre Studierens halber aufgehalten. Bey seiner vorzüglichen natürlichen Fähigkeit, hat er die Vorlesungen über die Lateinischen Schriftsteller so wohl, als über die Mathematik und Naturlehre nebst andern Theilen der Wissenschaften aufs fleißigste besuchet, auch anbey in der Französischen und vornemlich der Engländerschen Sprache ungemein Fortschritte gemacht: Besonders aber in der Mathematik und Philosophie, denen er aus ganz eigner Neigung obgelegen, sich vor andern ausgezeichnet. Anbey hat ihm noch sein gesetztes Gemüth, und sein stiller tugendhafter Wandel die Willfährigkeit der sämtlichen Lehrer und die Liebe der hier Studierenden erworben, und vermittelst beyder seiner Dürftigkeit einige Unterstützung zu wege gebracht.

Altona d. 24 Februar. 1785

L. S. Paul Christian Henrici
Königl. Dänischer Justizrath, Professor
der Beredsamkeit und Dichtkunst, und des
Gymnasii d. Z. Director.

Die Herausgabe dieses Heftes wurde durch Spenden von Herrn Dr. Hans Salb, Herrn Dr. Karl-Heinrich Ranke, Herrn Dr. Friedrich Sieveking und Herrn Oberstudiendirektor Hans Kuckuck ermöglicht.

CHRISTIANEUM. Mitteilungsblatt des Vereins der Freunde des Christianeums in Verbindung mit der Vereinigung ehemaliger Christianeer
22. Jahrgang, Heft 2, Hamburg, November 1966
Umschlagbild: Reproduktion eines Gemäldes Steinheims von Marie Röhrs, Rom 1859
Umschlaggestaltung: Herbert Meinke
Abgabe an die Mitglieder kostenlos
Schriftleiter: Dr. Hans Haupt, 2 Hamburg 70, Kielmannseggstr. 117
Druck: Hans Christians, Hamburg 36